

38. Jahrgang \* vom Oktober 1901 bis dahin 1902. \* \* \* Ausgegeben am 5. April 1902 \* Nr. 27.

## Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



Prinz Mirko von Montenegro, zu seiner Verlobung mit einer Verwandten des serbischen Königshauses.

**Zur Verlobung des Prinzen Mirko von Montenegro.** Die Verlobung des zweitältesten Sohnes des Fürsten von Montenegro, des Prinzen Mirko, mit dem Fräulein Natalie Konstantinowitsch, ist in der Presse als ein Ereignis von politischer Bedeutung vermerkt worden. Angefichts der kinderlosen Ehe des Königs Alexander und der ferneren Tatsache, daß kein direkter männlicher Verwandter des Königs vorhanden ist, der zur Thronfolge berufen wäre, erscheint der Prinz aus den schwarzen Bergen mit dieser Verlobung vielen als ein zukünftiger Kandidat für den serbischen Thron, denn Fräulein Natalie Konstantinowitsch ist allerdings mit dem in Serbien regierenden Hause Obrenowitsch verwandt. Die Konstantinowitsch sind die einzigen legitimen väterlichen Blutsverwandten des Königs von Serbien, da sie durch Anka Obrenowitsch ebenfalls von dem Urgroßvater

Alexanders, Zjirim Obrenowitsch, dem Bruder des alten Fürsten Milosch, abstammen. Wenn sich so für Prinz Mirko in der That eine gewisse Anwartschaft auf den serbischen Thron durch das Fräulein Konstantinowitsch ergibt, so steht dem aber doch wieder entgegen, daß die Braut noch einen sehr rüstigen Vater und einen älteren Bruder hat, und daß kaum anzunehmen ist, daß diese zu Gunsten ihres Schwagers ihrerseits auf die Thronkandidatur verzichten werden.

Indessen in Serbien kann man ja nicht wissen, was sich noch eines schönen Tages ereignet, und vielleicht weiß der kluge Familienpolitiker in den schwarzen Bergen, Fürst Nikolaus, auch diesmal recht gut, warum er seinen Sohn diese Verbindung hat eingehen lassen. Seine intime Freundschaft mit dem Herrscher aller Neupen, die bekanntlich in der serbischen Politik eine gewichtige Rolle spielen, bietet ihm vielleicht auch hier manche Aussichten, von denen die



Der deutsche Kronprinz beim Offizierkorps der Kaiser-Haushalten in Bamberg. Aufnahme von A. u. E. Uhlenhuth, Coburg.





Maler Fedor Flinger, zum 70. Geburtstag.

Welt bisher noch nichts weiß. Und bisher hat ja der Fürst mit seiner Heiratspolitik eine recht glückliche Hand gezeigt, die auf ihn den alten prophetischen Spruch über das Haus Habsburg anzuwenden gestattet: *Bella gerant alii — tu felix Austria nubes!*

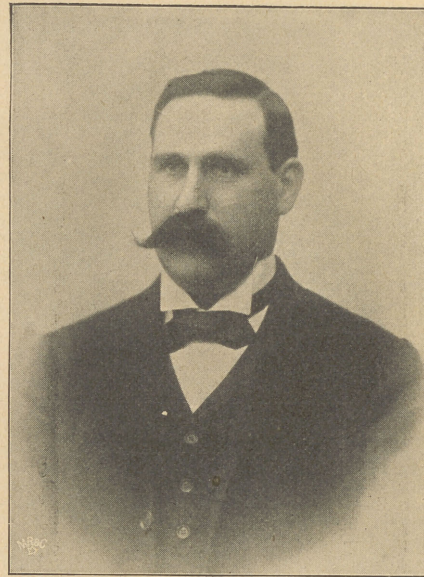
**Kronprinz Wilhelm in Bamberg.** Auf seiner kürzlichen Durchreise durch Bayern hat der deutsche Kronprinz sich auch in Bamberg aufgehalten und ist dort Gast des Offizierkorps der Kaiser-Manen, des kgl. Bayerischen 1. Manen-Regiments, gewesen, dessen Inhaber sein Vater, Kaiser Wilhelm, und dem er selbst à la suite gestellt ist. Unser Bild zeigt den Kronprinz

in der Uniform des Regiments. Rechts von ihm (4) sitzt der Kommandeur des Regiments Oberstleutnant Bouhler, links vom Kronprinzen, ihm zunächst, (2) Prinz Rupprecht von Bayern und (3) Gen.-Major Krefz von Krefenstein.

\* \* \*

### Fedor Flinger z. 70. Geburtstage.

In vollster geistiger und körperlicher Rüstigkeit und Frische beging gestern, am 4. April, der Leipziger Maler Fedor Flinger seinen siebenzigsten Geburtstag. Sowohl als Zeichenlehrer wie als Bilderbuchmaler hat er sich einen bedeutenden Namen gemacht. Für seine Bedeutung als Methodiker auf dem Gebiete des Zeichenunterrichts zeugen seine Lehrbücher und Fachschriften, hunderte von unter ihm gebildeten Lehrern und viele tausende von Schülern; als Bilderbuchmaler ist er Eltern und Kindern im weiten deutschen Lande lieb und vertraut. Wer kennt nicht „König Nobel“, den „Tierstrumpelpeter“, „Kater Murr's Tagebuch“, „Die Puppeninsel“, „Den Jugendbrunnen“ oder „Wie die Tiere Soldaten werden wollten“? Die Liste ließe sich seitenlang fortsetzen, denn seiner Bücher sind nahezu hundert. Wer aber auch nur eines davon kennt, vergift nicht wieder diese köstlich naturgetreu wiedergegebenen Tiere in menschlichen Gewändern und mit alle den menschlichen Eigentümlichkeiten, wie sie hier ein wunderbar scharf beobachtendes Künstlerauge aufzufassen, eine wunderbar sichere Künstlerhand festzuhalten verstanden hat. Die Frische, Natürlichkeit, der gesunde Humor und die Virtuosität der Darstellung sichern seinen Blättern einen Wert, den die Jugendbilderbücher leider nur selten zu haben pflegen. So ist er denn auch mit Recht ein lieber Freund der deutschen Familie geworden. Und immer noch, trotz seiner 70 Jahre, schafft der Fleißige, Unermüdliche als Lehrer wie als Künstler. Sicherlich werden



Orthopäde Prof. Dr. Hoffa, nach Berlin berufen. Aufn. v. G. Stoll, Würzburg.

jetzt, anlässlich seines Ehrentages, Eltern wie Kinder voll Dankes des wackeren Jubilars gedenken, dem wir von Herzen einen heiteren, schönen Lebensabend wünschen.

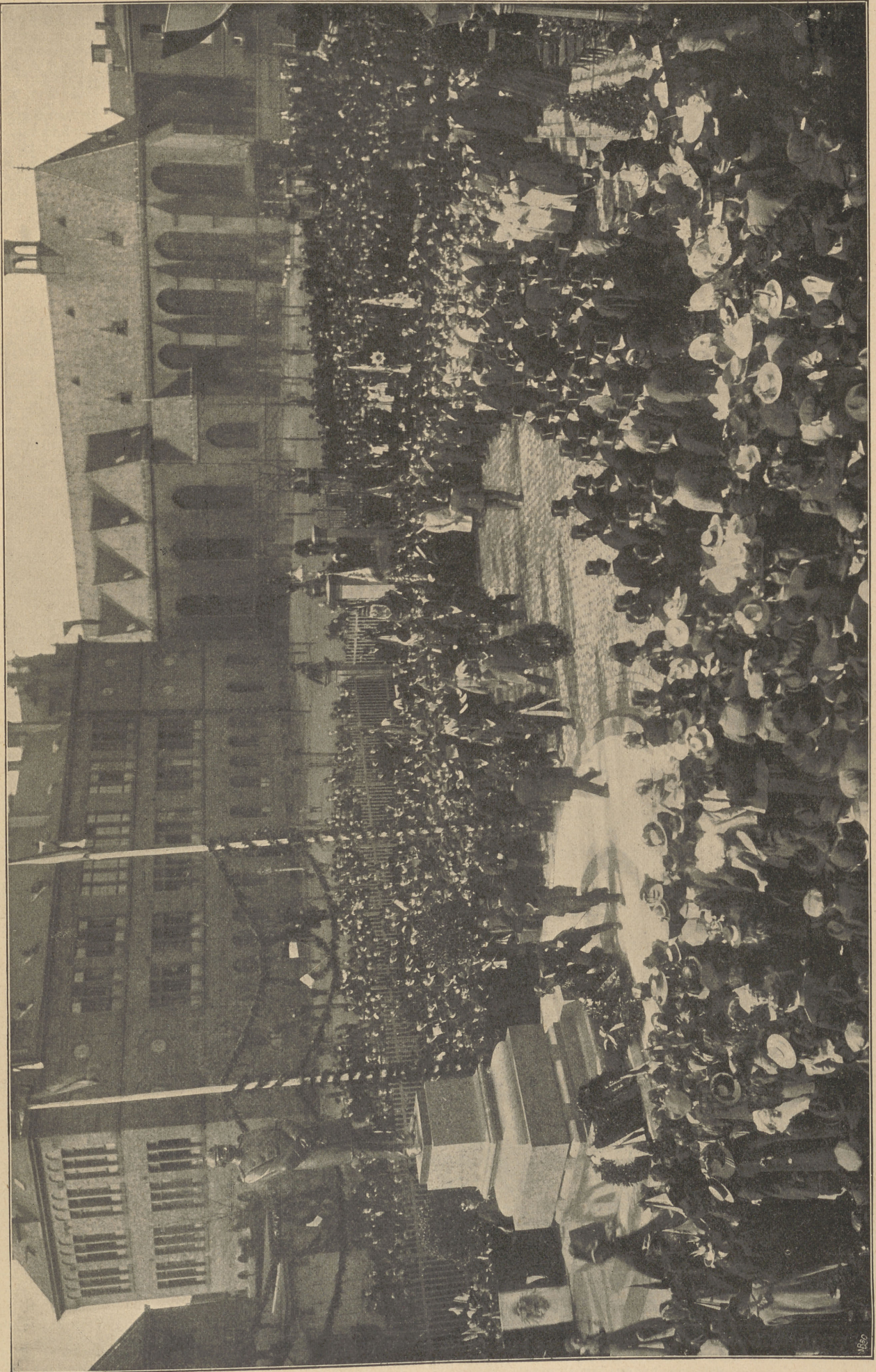
\* \* \*

**Professor Dr. Hoffa.** Eine Autorität ersten Ranges auf dem Gebiete der orthopädischen Chirurgie ist Universitätsprofessor Dr. Albert Hoffa in Würzburg, der seinen Ruf an die Hochschule Berlin erhielt. Geradezu bahnbrechend wurde seine Behandlungsweise der angeborenen Hüftgelenkserkrankungen, und viele tausende hinkender Kinder danken ihre



Schlussszene aus dem Ostermärchen „Frau Anne“ von Marg Müller, aufgeführt im kgl. Schauspielhaus zu Berlin. Aufnahme von Zander & Labisch, Berlin.





Von der Enthüllung des Prof. Upfues am 22. März in Dürren im Rheinlande.  
Aufnahme von Eugen Jacobi, Photograph, Metz.



normale Gestalt der von Professor Hoffa erfundenen Operationsmethode. Auch die rationelle Behandlung der Verkrümmungen des Rückgrates, der tuberkulösen Wirbelsäulenentzündungen, des Plattfußes etc. verrieth der unermüdlich thätige Forscher auf neue Wege und erzielte durch seine verschiedenen, geradezu verblüffenden Operationen bei Fachgenossen und Laien allgemeine Bewunderung. Die Ergebnisse seiner Forschungen und Erfahrungen auf den angegebenen und noch vielen damit verwandten Krankheitsgebieten hat Professor Hoffa in zahlreichen, höchst instruktiven Publikationen — mehr denn 80 an Zahl — niedergelegt.



Justiz-Rat Stroever, Ober-Bürgermeister von Meß.

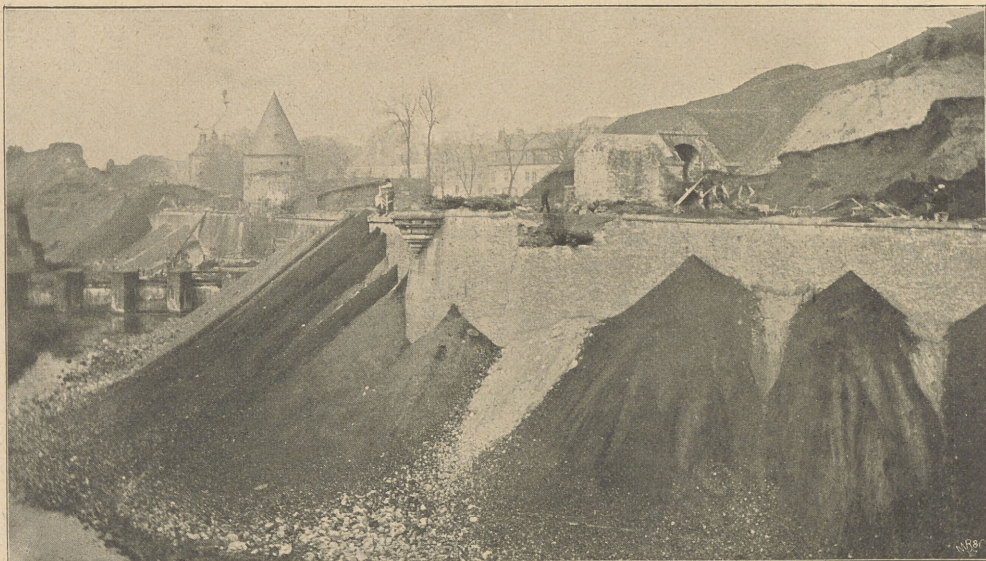


Gen.-Lt. Stoeker, Kommandant von Meß. Aufnahme von Eug. Jacobi, Gosphot, Meß.

Wision, belehrt wird, durch Wohlthaten an bedürftigen fremden Kindern ihren toten Liebling gewissermaßen neu auferstehen zu lassen, ihre Mutterliebe auf ihr ganzes Volk auszu dehnen. Unser Bild zeigt die Szene,

deutsche Herrschaft sich um rund 13 000 Einwohner vermehrt hat, also jetzt an 52 000 Seelen zählt. Nach längeren Verhandlungen hat erfreulicher Weise die Militärbehörde dem, einem dringenden Bedürfnis

**Von der ersten Aufführung des Ostermärchens „Frau Anne“.** Am Palmsonntag hat die erste Aufführung des neuesten dramatischen Werkes von Max Möller stattgefunden, der als Verfasser der romantisch-symbolischen Bühnendichtungen „der Totentanz“ und „Johannisnacht“ bekannt geworden ist. Auch das neueste Werk, das Ostermärchen, „Frau Anne“, bewegt sich in demselben phantastisch-traumhaften Vorstellungskreise. Es ist, seinem Grundgedanken nach, unsern Lesern übrigens bereits bekannt, da der Dichter den Stoff zuerst in Form eines epischen Gedichtes „Geschichte von Frau Anne und ihrem Kinde“ bearbeitet hat, das das Daheim in Nr. 5 seines 35. Jahrgangs veröffentlicht hat. Das dichterisch fein empfundene Märchenpiel, das zarte und innige Stimmungen in dem Zuschauer loslöst, führt Frau Anne in Gestalt einer Königin vor, die ihr über Alles geliebtes Kind verliert, die aber in ihrem verzweiflungsvollen Schmerz dadurch getröstet wird, daß sie, dank einer



Stand der Arbeiten an der südlichen Stadtseite im März d. J.



Blosgelegter Minengang von der Belagerung durch Kaiser Karl V. (1552).

Von den Arbeiten zur Erweiterung des Stadtbezirks von Meß.

Aufnahmen von Eug. Jacobi, Gosphot, Meß.

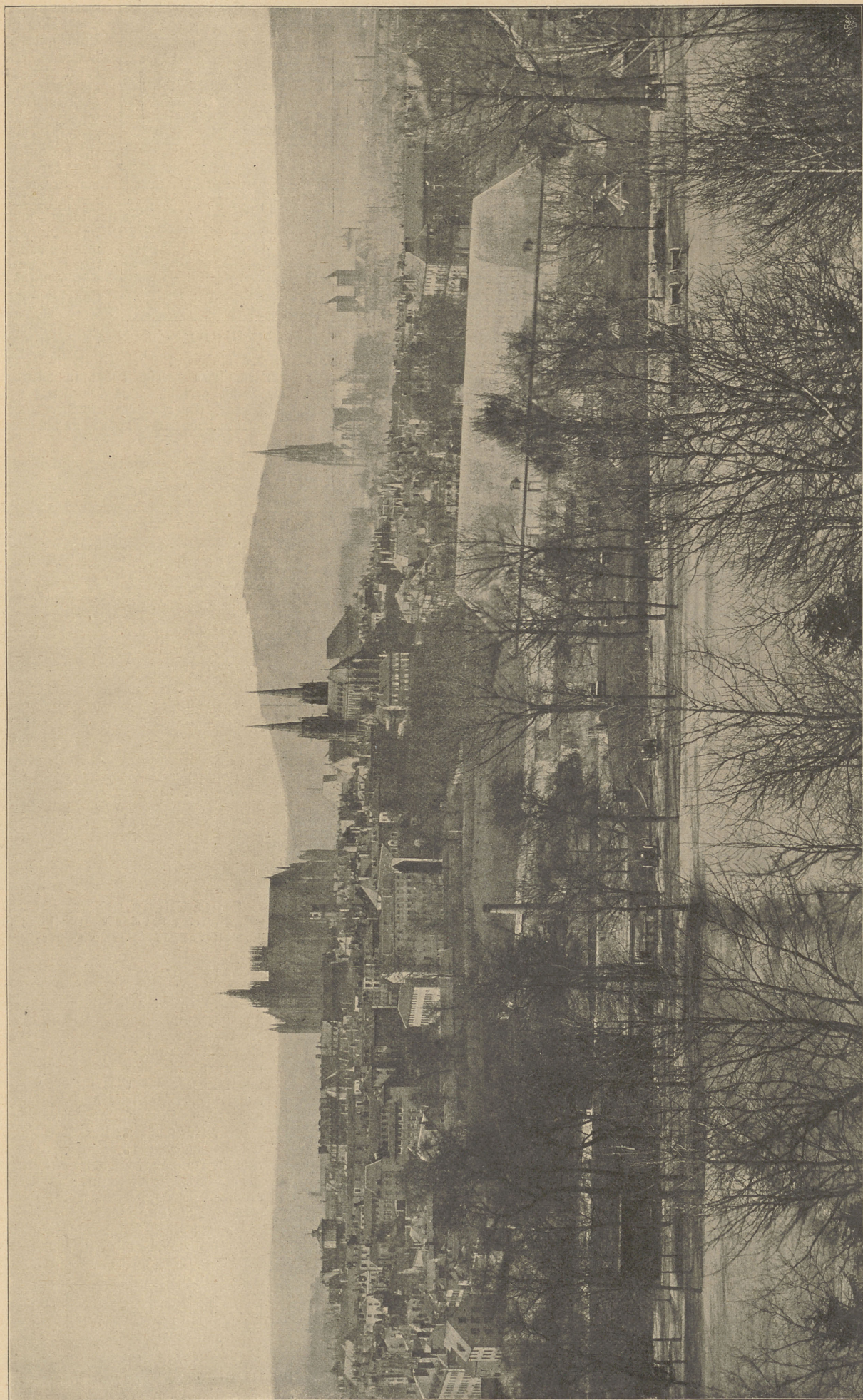
und der Fürsorge für das öffentliche Wohl entspringenden Wunsch der Stadtgemeinde nachgegeben und so die Genehmigung zu den geplanten Erweiterungsarbeiten ihrerseits erteilt, die nunmehr schon stark in Angriff genommen sind und von denen wir unseren Lesern einige interessante Aufnahmen neben den Porträts der beiden Männer zeigen, welche an der Spitze der militärischen und städtischen Behörden in Meß stehen. Es sind dies der Ober-Bürgermeister Stroever und der Gouverneur Gen.-Lt. Stoeker, den der Kaiser unlängst dadurch ausgezeichnet hat, daß er ihm den Rang eines kommandierenden Generals verliehen hat. Louis Stoeker wurde geboren den 1. August 1842 zu Römhild im Herzogtum Meiningen. Er trat nach Ablegung der Abiturienten-Prüfung 1861 in das Sachsen-Meininger Infanterie-Regiment ein und wurde 1862 zum Offizier befördert. Noch als meiningischer Offizier nahm er 1866 am Mainfeldzug teil, trat aber im nächsten Jahr in preussische Dienste über. Den Feldzug 1870/71 machte er als Premier-

wo ein der Königin treu ergebener Mönch ihr mit warmherzigen Worten diese neue frostreiche Auffassung von ihrem Leben verschafft.

#### **Zu den Erweiterungsarbeiten der Stadt Meß.**

Wie nur natürlich, besteht in allen Festungstädten ein Widerstreit zwischen den militärischen und wirtschaftlichen Interessen, der sich namentlich da besonders fühlbar macht, wo ein frisches Aufblühen von Handel und Gewerbe eine Erweiterung des städtischen Weichbildes wünschenswert erscheinen läßt. In dieser Lage befindet sich auch die Stadt Meß, welche seit der Rückkehr unter





Von den Arbeiten zur Erweiterung des Stadtbezirks von Meck: Panorama der Stadt Meck, von der Ostseite aus gesehen.

Aufnahme von Eng. Jacobi. Heliograph in Meck.

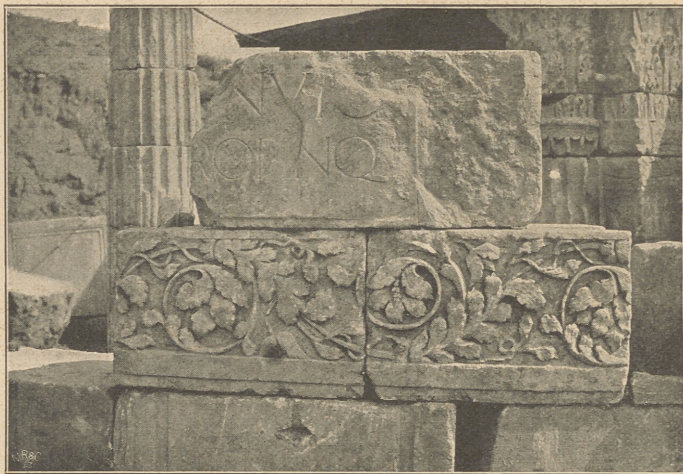


Leutnant im Infanterieregiment Nr. 51 mit. Er fand dann von 1874 bis 1879 als Lehrer an der Kriegsschule in Kassel Verwendung und wurde im Jahre 1881 in den Großen Generalstab versetzt, dem er bis 1891 an-



Blosgelegte Überreste der alten römischen Befestigung am Citadellenthor.

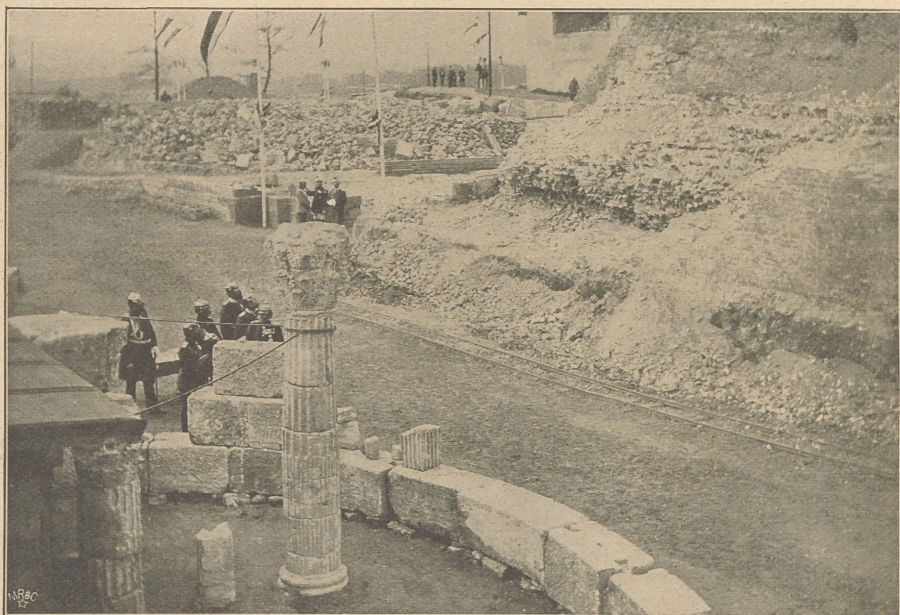
gehörte, die letzten drei Jahre hiervon als Abteilungschef. Von 1891 bis 1894 war er Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 32, von 1894 bis 1898 Kommandeur der 31. Infanteriebrigade und 1898 erhielt er die 30. Division, bis er 1901 zum Gouverneur von Metz ernannt wurde. — Die Arbeiten zur Stadterweiterung beanspruchen ein besonderes Interesse insofern, als ihnen z. B. eine Anzahl alter historischer Befestigungswerte



Ausgegrabene Steinfunde aus der Römerzeit.

wie z. B. der untenstehend abgebildete Hüllenturm zum Opfer fallen, wie auch andererseits dabei eine Reihe höchst wertvoller geschichtlicher

wieder bloßgelegt worden sind. Aber unter der römischen Herrschaft hat in Metz auch die Kunst geblüht. Das beweisen die dort erhaltenen, jetzt ebenfalls ans Tageslicht gekommenen schönen Skulpturen- und Archi-



Kaiser Wilhelm und Gen.-Oberst Gf. Haefeler bei der Besichtigung der Erweiterungsarbeiten und der Funde.

tekturfunde, von denen wir auch eine kleine Probe zeigen. Die wichtige Rolle, die Metz später unter den Karolingern und überhaupt im ganzen Mittelalter in der deutschen Geschichte gespielt hat, ist ja allgemein bekannt. Schon im Jahre 870 wurde es eine freie deutsche Reichsstadt und blieb es, bis es 1552 durch Verrat einiger seiner Patrizier an Frankreich fiel und 1648 förmlich abgetreten wurde. Zwar versuchte Kaiser Karl V. durch eine Belagerung vom 19. Oktober 1552 bis zum 1. Januar 1553 die alte deutsche Stadt dem Reiche wieder zurückzugewinnen, einen aus jener Zeit stammenden, jetzt bloßgelegten Minengang zeigt unser Bild, jedoch vergebens. Die stark besetzte und tapfer verteidigte Stadt widerstand seinem eisernen Werben, so daß bald in deutschen Landen, unter Bezugnahme auch auf den gleichen Fall mit Magdeburg, der Spottvers herumlief: „Die Metz und die Magd haben dem Kaiser den Tanz versagt!“ Erst über drei Jahrhunderte später ist Metz wieder den Deutschen zugefallen; nun aber, so Gott will, für alle Zeiten!



Der jetzt abgebrochene Hüllenturm, das älteste mittelalterliche Bollwerk der Stadt.

Von den Arbeiten zur Erweiterung des Stadtbezirks von Metz. Aufnahmen von Eug. Jacobi, Hofphotograph in Metz.



## Frauen- Daheim.

Wohin Du gehst mit starkem Jugendschritt  
Da geht, oft kaum bemerkt, die Hoffnung mit.

Im Alter wird durch alle Herrlichkeiten  
Dich leise Wehmut zarten Schritts begleiten.



Eingangsportal mit Pförtnerhäuschen.



Waisenhäuser mit Kinderspielfeld.

### Die Hoffbauer-Stiftung zu Hermanns- werder bei Potsdam.

(Mit 4 Abbildungen.)

Am 15. Oktober v. J. ist ein Liebeswerk ins Leben getreten, das jahrelang auf das sorgsamste vorbereitet und bis in alle Einzelheiten hinein eingerichtet worden ist: die Hoffbauer-Stiftung zu Hermannswerder bei Potsdam. Der verehrte Geheimrevisorrat Hoffbauer zu Potsdam hatte noch zu seinen Lebzeiten den Wunsch, in Potsdam selbst oder doch in der Nähe dieser Stadt Anstalten eröffnet zu sehen, durch welche den Kranken und Schwachen in der Menschheit Hilfe gebracht und zugleich der weiblichen Diakonie ein Arbeitsgebiet eröffnet werden könnte. Einen Teil seines durch ernste Arbeit und treuen Fleiß gewonnenen Vermögens hatte er für diesen Zweck zur Verfügung gestellt; allein er starb, ehe er seinen Wunsch verwirklicht sehen konnte. Seine Gattin hat den Plan nicht nur aufgenommen, sondern wesentlich erweitert und mit außerordentlicher Selbstlosigkeit und Freigebigkeit, mit bewundernswertem Verständnis und Geschick, mit rastlosem Fleiß und Eifer eine Stiftung geschaffen, die einzigartig da steht in deutschen Landen. Sie hat die von der Havel gebildete Tornowinsel in unmittelbarer Nähe von Potsdam angekauft und auf diesem landschaftlich in hohem Maße bevorzugten Fleckchen Erde sechs Waisenhäuser nebst Schule und Turnhalle, zwei Krankenhäuser nebst Friedhofskapelle, Verwaltungs-, Maschinen- und Wirtschaftsgebäude etc., kurzum eine ganze Kolonie erbaut und diese in den Dienst der barmherzigen Liebe gestellt.

Die Hoffbauer-Stiftung ist zunächst Versorgungsanstalt für weibliche Waisenkinder evangelischer Konfession aus gebildeten Ständen, vorzugsweise für hinterlassene Töchter von Fabrikanten, Kaufleuten, Ärzten, also solcher Väter, die ihren Hinterbliebenen keine Pension, die sie vor Not sicher stellt, zurücklassen konnten. Diesen Kindern will die Anstalt eine Zufluchtsstätte bieten, in welcher

denselben Heimat und Elternhaus ersetzt werden soll. Die Zöglinge erhalten eine ihrer Herkunft angemessene Unterweisung und Erziehung: sie genießen den Unterricht einer zehnklassigen höheren Mädchenschule, werden im christlichen Geiste erzogen und durch weitere Fortbildungskurse über die Schulzeit hinaus in den Stand gesetzt, einen Lebensberuf zu ergreifen, der ihnen eine gesicherte Stellung zu bieten vermag. Die Zöglinge bleiben deshalb bis zum 17. oder 18. Jahre und darüber in der Anstalt, können auch späterhin immer wieder dahin als in ihr zweites Elternhaus zurückkehren, sollen in allen Verhältnissen ihres Lebens dort Rat, Zuspruch und Anhalt finden. Besonders freudig wird es begrüßt werden, wenn die aus der Anstalt hervorgegangenen Zöglinge zur Arbeit in der Anstalt dahin zurückkehren, also in den Diakonissenberuf eintreten, ohne daß natürlich eine Beeinflussung nach dieser Seite versucht wird; nur das Leben in der Anstalt, der Geist, der in derselben weht, soll diesen Wunsch erwecken und zur Reife bringen. Aufgenommen werden die Zöglinge z. Bt. vom sechsten Lebensjahre an, doch ist geplant, späterhin auch jüngere Kinder aufzunehmen und für diese eine Krippe und Kleinkinderschule zu errichten. Der jährliche Pflegeatz beträgt 200 Mk., und in diesen ist alles, Kleidung, Wäsche, Unterricht etc. mit inbegriffen. Die Zahl der Freistellen ist beschränkt, aber bei nachgewiesenen traurigen Vermögensverhältnissen sind Ermäßigungen des Pflegeatzes möglich. 180 Waisen können in den sechs Waisenhäusern untergebracht werden. Jedes Haus beherbergt zwei Familien zu je fünfzehn Köpfen. Jedes Haus hat eine Hausmutter, eine Diakonissin, welcher andere Schwestern und Arbeitskräfte zur Unterstützung beigegeben sind. Das erste Waisenhaus ist bereits besetzt, und auch die übrigen Häuser werden gewiß bald ihre Töchter erhalten, da es so viele Waisenmädchen aus gebildeten Ständen gibt, die in trauriger Lage zurückgeblieben sind und die Aufnahmebedingungen so überaus günstige sind. An-

meldungen sind an die Direktion z. B. des Vorsitzenden und Vorstehers der Anstalten, Pastor Dux zu richten.

Die Hoffbauer-Stiftung bietet aber auch für Kranke eine Zufluchtsstätte, und diesem Zwecke dienen zwei Krankenhäuser, die nach den Plänen hervorragender Meister auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaft, z. B. des Professors von Bergmann in Berlin u. a. m., aufgeführt worden sind. Beide sind auf das bequemste und zweckmäßigste eingerichtet, nach allen Anforderungen und mit allen Mitteln der heutigen medizinischen Wissenschaft ausgestattet und stehen unter der Leitung erprobter, tüchtiger Ärzte. Die Pflegeätze sind auch hier in den drei Klassen überaus geringe.

Endlich will die Hoffbauer-Stiftung auch Diakonissenmutterhaus sein; sie will sich ihre Kräfte für die Zwecke der Krankenpflege und Kindererziehung selbst ausbilden. Zunächst stehen Kaiserswerther Schwestern in den Anstalten in Arbeit, wie denn das künftige Diakonissenhaus nach den bewährten Ordnungen des Kaiserswerther Mutterhauses eingerichtet werden soll; allmählich aber hofft die Direktion eigene Schwestern in die einzelnen Arbeitsstationen einstellen zu können. Im Verwaltungsgebäude, das auch die Hauskapelle enthält, sind die notwendigen Wohn-, Schlaf- und Lehrsäle für fünfzig und mehr Diakonissen vorgesehen. Jungen Mädchen und kinderlosen Witwen, welche in den Dienst barmherziger Liebe zu treten Freudigkeit haben, bietet sich somit hier die Möglichkeit, auf dem Gebiete der Krankenpflege oder der Kindererziehung oder der Hauswirtschaft, einen innerlich befriedigenden und äußerlich sicherstellenden Lebensberuf zu finden. Meldungen sind auch in Bezug hierauf an die Direktion zu richten. Auskunft wird gern erteilt.

So ist es ein gewaltiges Liebeswerk, was die Hoffbauerschen Eheleute, erfüllt von dem Wunsche, ihren Reichtum zur Abhilfe des Elends zu benutzen, ins Leben gerufen haben. Möge die nachahmungswerte Stiftung vielen Armen und Kranken zum Segen werden! p.



Wirtschaftsgebäude.



Krankenhaus mit Operationsaal.



## Frauenbüchertisch.

Deutsche Heimat. Blätter für Kunst und Volkstum. Verlag von Georg Heinrich Mayer, Berlin SW. 46. In wöchentlich erscheinenden Hefen, deren Einzelpreis nur 10 Pf. beträgt, geht hier etwas so Gutes, Schönes, Schönes in die Welt, daß das Frauenheim bei seinen Getreuen dafür anknöpfen und anfragen möchte: Kennt ihr es schon? Habt ihr es schon? Liegen diese Hefte voll deutsch-heimatlichen Zaubers schon auf eures Hauses Tisch? Wenn nicht, macht euch damit bekannt! Der 4. Jahrgang der „Deutschen Heimat“ liegt vollendet vor mir, der 5. bis zum 20. Hest. Schon äußerlich ist jedes einzelne dieser Hefen mit seinem anheimelnden Titelblatt von G. Kreidolf, seinem schönen Druck auf so gutem Papier wie die beste Prachtausgabe ein gemütlicher Schmuck des Wohnzimmers, in dem abends beim Lampenschein daraus vorgelesen werden soll; sie passen in jedes deutsche Haus, und jedes deutsche Haus sollte sie halten und haben, das des Künstlers und des Gelehrten, die Pfarre, das Handwerker-, das Bauernhaus.

Was sie enthalten? Was sie geben? Für welche Art von Kunst sie eigentlich da sind? Mit einem Schlagwort geantwortet: Für die Heimatkunst, d. h. für einfache, gesunde, natürliche, aus der Umgebung und dem Herzen des Volkes erwachsene Kunst, voll Arbeit, Liebe und Treue, die Kunst aus der deutschen Volksseele heraus, für die deutsche Volksseele. Der Dichter der Wasgaufahrten, Fritz Lienhard, ist der Hauptführer dieser Herzensruhe bringenden Kunstfrucht in der Literatur und der Hauptmitarbeiter der Heimathefte. Er hat so tief wie möglich in den klaren Quell des Volkstums hineingeblickt. Aus der Unruhe und dem Gewirr der Großstädte weist er aufwärts in die Bergwälder und hinab in die Dörfer. —

Schöne Lyrik ist ein Hauptschmuck der Heimathefte, die eine besondere Art der Dichtung pflegen: die dem Volkslied mit seiner Lust und seinem Leid möglichst nahe kommende ungekünstelte Lyrik. Kurz gesagt, die beste. — Daneben blüht in ihnen die gute, die Eigenart bestimmter Gegenden und Landschaften betonende Dorfgeschichte. Da kommen die feinen, guten Erzähler zu Wort, Heinrich Söhren erzählt von seinen hannoverschen Dorfleuten, Richard Skonowine von seinen masurischen, Fritz Philippi von den schweigsamen prächtigen Westerwäldern zc. Das sind alles kleine Meisterstücke der Erzählerkunst, ebenso fern von der verzerrten wie von der rohen und gemeinen Dorfgeschichte, die sich mit Gewalt das Hässliche sucht. In diesen Geschichten riecht's nach schwarzem Brot, nach harzigen Tannenschlägen, aus Dorfhütten aufsteigendem Abendrauch, blühenden Dorflinden, Honig und Kleeefeldern, nach Armut und Arbeit. Von kulturgeschichtlichem Wert ist die durch die Hefte sich ziehende Artikelserie: „Die norddeutschen Volksstämme im Hausgewand“ von G. von Eichen. Mit prächtigem Humor und gutem Wissen sind sie da alle charakterisiert, die Ostpreußen, die Märker, die Obersachsen, die Pommern, die Schlesier, die Rheinländer, die Hessen zc. Die Hefte bringen überhaupt nicht nur Unterhaltung, sondern ein gutes Stück Bildung ins deutsche Haus durch seine Betrachtungen über Bücher, Hauskunst (von D. Schwindrazheim), allerlei Zeitideen zc.

Wie ein stiller, Weißer, der fern vom Trubel lebt, über die Dinge der Welt denkt, — so der Geist, der aus diesen Hefen spricht. Dem deutschen Volkstum zu nützen, ist das uneigennützigste Bestreben des feinsinnigen Verlags. Möge es unterstützt werden von einem

recht ausgebreiteten Leserkreis. Die Hefte erscheinen jeden Sonntag. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Pro Quartal nur 1 Mk.

## Kleine Winke betreffs Modernisieren der Frühjahreshüte.

Beim Herannahen des Frühjahres machen sich alljährlich vielerlei Toilettenbedürfnisse geltend. Der praktischen Hausfrau, die gern etwas zu sparen sucht, dürften nachstehende kleine Winke, die einfacheren Güte der Ihren selbst aufzufrischen und zu modernisieren, vielleicht willkommen sein.

Verstaubte, farbige Strohhüte werden gut abgebürstet, mit einem weichen Lappchen sorgfältig abgerieben und mit farblosem Hutlack, dem man ein Drittel Spiritus zusetzt, überstrichen und langsam trocknen lassen. Schwarze Strohhüte oder solche, die man schwarz färben will, erhalten nach gründlichem Abbürsten einen Anstrich von gutem, schwarzem Hutlack, der, da er im reinen Zustande das Stroh zu steif und spröde macht, ziemlich zur Hälfte mit Spiritus verdünnt wird. Bei farbigen Hüten hat man nach jedesmaligem Trocknen den Anstrich zwei bis drei Mal zu wieder-

geschnittene, 22—25 cm breite Stoffstreifen (schräg gemessen), werden hohl oder mit der Maschine ca.  $\frac{1}{2}$  cm breit gesäumt, dann wird in den Saum Draht gezogen und aus jedem Streifen eine Schlaufe und ein Ende, das man entweder gerade schneiden oder schräg auslaufen läßt, gebildet. Den übrigen Teil der Streifen verwendet man zu einem verschlungenen Knoten. Um den Kopf legt sich ein leicht gewundener, 18 cm breiter, gesäumter Stoffstreifen.

Mary A.

## Handarbeit.

Unsere reizende Decke, deren untergelegter Spitzengrund wie eine Durchbrucharbeit wirkt, ist für die Mitte eines gedeckten Es- oder Kaffeetisches gedacht. Die leichte Handarbeit daran besteht in der Ausfüllung der fertigen, schnurumrandeten Stofffiguren mit Herentisch von weißer Seide. Gerade dieser Stich mit seiner feinen Lichtbrechung wirkt wundervoll, auch in Gelb, Hellgrün oder Hellblau. Diese schönen Decken sind in verschiedenen Größen, auch als Läufer, bei M. Langenbeck, Berlin W. 62, zu haben. Preis der unbefleckten Decke 5,50 Mk.

## Fragen.

62) Kann mir jemand einen Ort angeben, wo ein älterer, an Nervenleiden leidender, sonst gesunder, sehr praktischer, gebildeter Mann, der sich viel im Freien bewegen soll, für die Sommermonate ein billiges Unterkommen fände, vielleicht auf dem Lande, wo er mit leichteren Arbeiten beschäftigt würde? Freundliche Auskunft erbittet A. W. 500, postlagernd Baum-burg a/Saale.

63) Wer erteilt freundlichen Rat, wie ein schwarzseidener Rock (Zaifer), der zur Wäsche umgearbeitet werden sollte, aus Unkenntnis in Salmiakwasser getaucht, zwischen Tüchern geplättet und dadurch ganz schaff wurde, wieder ansehnlich gemacht werden könnte? Der Zaifer war vorher sehr schön! Landtsarfstrau.

64) Kann mir jemand ein Mittel angeben, um klare Fenster Scheiben in einer Haustüre undurchsichtig zu machen? (Bemalen und Beflecken ausgeschlossen.) Durch Anwendung irgend einer Säure soll es möglich sein.

B. in Hamb.

65) Wer kann mir ein gutes, nicht zu teneues, französisches Journal empfehlen? Erzählerin in Schlesien.

66) Es soll mehrere Methoden geben, wonach man bei Hühner-Brutereien zu erkennen vermag, ob aus den Eiern Hähnchen oder Küchlein schlüpfen werden. Hat einer der freundlichen Dageimleiter eine Probe mit solcher Methode gemacht, und dieselbe bewährt gefunden? Für eine Mitteilung darüber würden gewiß auch viele andere mit mir herzlich dankbar sein.

B.

## Auskunft.

Fr. 48. (Z. in G.) Vielleicht genügt einer der folgenden, allerdings nicht den Reiz der Neuheit tragenden Sprüche für Ihr Fremdenschlafzimmer:

In fremdem Hause nimm alles für gut,  
Wenn guter Wille sein Möglichstes thut.

Jeder gute Gast findet gute Raft.

Wer guter Meinung kommt herein,  
Soll lieb hier und willkommen sein.

Wirf in den Brunnen, da Du trankst, keinen Stein;  
Sag' Übles dem nicht nach, bei dem Du kehrest ein!

Oder der treuerzige Spruch eines hannoverschen Bauernhauses:

Wah' fröhlich in,  
Wah' fröhlich ut,  
Sei drauß' und drinn  
In Gottes Hut!

Wer selber Tren' um Treue hält,  
Dem schwanket nicht die schwante West!

Herberget gerne!

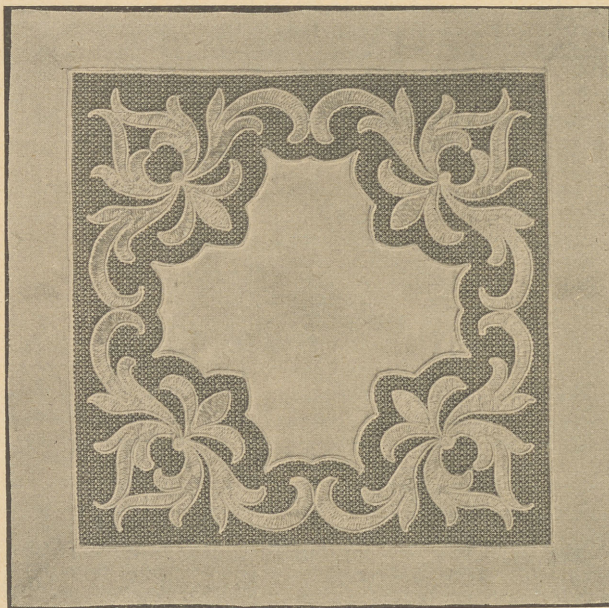
Unfern Eingang segne Gott,  
Unfern Ausgang gleichermassen!

Fr. W. D. in G.

## Redaktionspost.

Fr. 53. (D. in Bonn.) Zur Aufertigung von Decken aus seidenen Fäden werden uns genannt: Frau M. Leisten-schneider, Leipzig-Gohlis, Luisenstr. 20, I.; Fräulein Emma Fuchs in Breslau, Margaretenstr. 24; Frau A. J. Hermann in Donauwörth; Frau Rosa in Al.-Schwibitz b. Dresden, Wolffstr. 18, I.; der Missions-Wazar-Verein in Elberfeld, Bollstraße 7. — Die Liste ist hiermit geschlossen.

Fr. 54. (Süddeutsche Hausfrau.) Auf Ihre Frage nach einer Fabrik, welche Bettbarante auch an Private verendet, werden uns genannt: die Weberei von Th. Zimmermann in Gnadenfrei in Schlesien, die Fabrik von Heinrich Eggemann in Bielefeld.



Decke aus Baumwollatlas urd Spitzengrund.  
Modell von Fr. M. Langenbeck, Berlin W., Kleiststraße 26.

holen. — Schwarze Basthüte reinigt man mit Vorbeeröl (in der Apotheke erhältlich), indem man ein wenig von der Creme auf ein weißes Fleckchen bringt und den Hut sorgfältig damit abreibt. — Um schwarze Spitzen in neuer Frische und Steife erstehen zu lassen, drücke man sie vorsichtig in Spiritus aus, zupfe sie glatt und wickle sie aufeinander um eine Flasche, wo sie, festgesteckt, bis zum völligen Trocknen verbleiben. Plättet man die Spitze, so wird sie leicht glänzend und verliert an Steife. — Weiße Spitze legt man mehrfach übereinander, wäscht sie in Seifenwasser und zieht sie, gut ausgerungen, mehrmals durch Milch, worauf sie halbtrocken geplättet oder mit Stecknadeln auf eine Pappe gespannt wird. — Gebrauchte seidene Bänder dürfen niemals angefeuchtet, sondern müssen stets unter Seidenpapier mit sehr heißem Eisen geplättet werden. — Gedrücktes Sammetband feuchtet man links gut an und zieht es langsam über das aufrecht gestellte Plätteseisen. — Eine hübsche, praktische und dabei billige Garnitur für Kinderhüte, die auch weniger geübten Händen gelingen dürfte, besteht in einer großen Elfschleife aus Pongé (Halb-seide, Meter à 90 Pf.), den man in allen erdenklichen Farben in Band- und Seidenwaren-geschäften zu kaufen bekommt. Zwei schräg-



# Dahleim



## Mariechen.

Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. (Fortsetzung.)

Der Landrat hörte nichts von Mariechens Fragen, denn er befand sich bereits mit dem Geheimrat in eifrigem Gespräch über Wahlverhältnisse auf dem Lande, wobei der Hauptmann, der davon nichts verstand, nur so halb hörte, während er mit dem anderen Ohr dem Gespräch des Assessors mit Mariechen lauschte.

Das letzte Stück war eben zu Ende gespielt. Die fünf hatten kein Programm bekommen, und Mariechen warf die Frage auf, was das eigentlich für ein Stück gewesen sei? Sofort erhob sich der Hauptmann und ging zum Kapellmeister, um sich zu erkundigen. Währenddessen begann der Geheimrat mit dem Assessor ein Gespräch, und der Landrat wendete sich an Mariechen. Er sah wirklich aus wie eine Citrone. Das Mädchen fühlte Mitleid mit ihm. Sie ersann sich eine Geschichte. Er hatte offenbar aus Kummer über den Tod seiner Frau die Gelbsucht bekommen. Und bald hatte Mariechen danach gefragt, und der Landrat, ein mitteilbares Gemüt, begann ihr alles zu erzählen. Von der langen Krankheit seiner Frau, von ihrem Tode, von den beiden kleinen Kindern zu Haus, die er hätte verlassen müssen, die das einzige wären, das ihm übrig geblieben sei. Mariechen, die sonst gegen Herren immer sehr steif und abwehrend war, was ihr bisher immer geschadet hatte, wurde jetzt in ihrem Mitgefühl beinahe weich und kam in die angeregteste Stimmung, so daß der Landrat ihr mehr und mehr sein Herz erschloß.

Er erzählte von zu Haus, von seinem Gut. Sie fragte, ob er täglich Nachricht von den Kindern bekäme. Er sagte „ja“, die Hausdame, die er angenommen hätte, müßte ihm immer berichten. Er zog den letzten Brief aus der Tasche und las ihr ein paar Zeilen vor. Sie nahm teil, sie erkundigte sich nach allem und fragte endlich: „Wie sehen denn die lieben Kleinen aus?“

Darauf hatte er nur gewartet. Sofort ging ein Strahlen über sein Gesicht; er nahm seine Brieftasche hervor und zeigte ihr die Photographien seiner beiden Kinder. Das eine war im Kleiden, mit einem breiten, weinerlichen Gesicht, das andere, auf dem Arm der Wärterin, mit offenem Mund, spärlichem, gesträubtem Haar und ein paar ausdruckslosen Augen. Mariechen war ganz gerührt. Sie fand die Kinder reizend, und der Vater war glücklich darüber.

Er wurde immer mitteilbarer, rückte seinen Stuhl näher und zeigte noch ein paar Bilder, eines mit beiden Kindern und der Hausdame. Auf dieser Photographie war etwas Seltsames: man sah nur die beiden Hände der letzteren, die die Kinder beim Photographieren hielten, während der Kopf der Dame abgeschnitten war.

Mariechen betrachtete das Bild. Ein Lächeln ging über ihr Gesicht, und sie sagte: „Die lieben Kleinen!“

Der Landrat hatte auf ihren Zügen gelesen. Als er die Weichheit sah, gewissermaßen die Bestätigung, daß seine Kinder ihr gefielen, ging ein Leuchten über sein gelbes Gesicht.

Mariechen aber sagte, während sie das Bild zwischen den Fingern hielt, indem sie über den oberen abgeschnittenen Rand fuhr: „Das ist wohl in einem Rahmen gewesen?“

Doch Herr von Giesebrecht schüttelte den Kopf: „Nein. Nur das fremde Gesicht störte mich, das mag ich nicht mit mir herumtragen.“

Das fand Mariechen sehr richtig. Sie sah ihn an und nickte, während er darin eine erneute Bestätigung fand, daß ihre Ansichten übereinstimmten. So fuhr er fort, ihr sein Herz auszuschütten, das er immer auf der Zunge trug: „Und dann, sehen Sie, wenn das die Mutter wäre. Aber so eine fremde Person! Sie glauben gar nicht, wie mich das bedrückt. Da, wo meine Frau waltete, ist jetzt im Haus eine Fremde, eine Bezahlte. Ja, wenn sie Mutterstelle verträte. Aber sie kann doch ebensogut am Ersten ihrer Wege gehen, und das rechte Interesse hat sie doch nicht. Es ist entsetzlich, wie so etwas stört. Dabei ist die Frau sehr brav, sehr zuverlässig, sehr gut. Aber es ist doch nicht das Richtige. Wir Menschen sind nun einmal so.“

Mariechen meinte nachdenklich, indem sie die Photographie wieder auf den Tisch legte: „Ja — Sie haben einen schweren Verlust gehabt.“

Er fuhr fort: „O, Sie glauben gar nicht — dies leere Haus ist fürchterlich. Und ich bin ein Mensch, der einen anderen neben sich wissen muß. Ich bin ja beinahe schon froh, daß ich hier in Karlsbad sein muß, nur um dem öden Haus zu entfliehen. Und nun habe ich noch das Glück dazu gehabt, daß wir so angenehme Gesellschaft gefunden haben.“

Er machte dabei eine freundliche Verbeugung und lächelte, daß das Weiß seiner Zähne seltsam von dem Quittengesicht



abstach. — Das Konzert ging zu Ende. Sie blieben noch eine Weile sitzen. Dann aber wurde beschlossen, einen Spaziergang zu unternehmen, denn das bedeutete hier in Karlsbad, wie der kaiserliche Rat Doktor Pernegger gesagt hatte, auch etwas.

Sie verließen in einer Gruppe den Posthof und gingen neben einander die Straße hinab. Aber bald, als sie links über die Treppe abbogen und den Schwindelweg einschlugen, der sich langsam an der bewaldeten Höhe hinzog, konnten sie nicht mehr alle in einer Reihe gehen; der Assessor schritt mit dem Geheimrat voraus — die beiden Juristen hatten sich gefunden —, Mariechen folgte mit den anderen Herren. Aber immer nur mit einem, ein Stück Wegs mit dem Hauptmann, ein Stück mit dem Landrat. Der, der keinen Platz fand, mußte dann jedesmal als fünftes Rad am Wagen folgen.

Bei diesem Spaziergang entstand eine Art Eifersucht um die einzige vorhandene Dame. Denn auch der Geheimrat wechselte mit seiner Begleitung. So übernahm einer sozusagen immer den persönlichen Dienst bei Mariechen.

Wenn sie mit dem Hauptmann sprach, war der Ton lustig, etwas oberflächlich. Er machte Scherze über die Badegäste, denen sie begegneten. Und auch Mariechen wachte auf. Es gelang ihr sogar, von einem „Jaß“ zu reden, als sie an einer dicken Dame vorüberkamen, die keuchend, schnaufend, schwer atmend auf einer Bank saß, in Betrachtungen darüber versunken, ob Karlsbad ihrem Leibesumfang wirklich Abbruch thun würde.

Wenn dann der Assessor an die Reihe kam, so wurde das Gespräch um einen Grad ruhiger, nüchterner, ernster. Es war beinahe, als ob der Vater mit ihr spräche, so ähnlich äußerte sich der Gedankengang der beiden Juristen und Verwaltungsbeamten.

Folgte aber dann zuletzt der Landrat, so veränderte sich abermals der Ton, ging zum Gemütvollen über, irrte in die Kinderstube, schweifte zum Landleben und war der einer sinnigen deutschen Frau.

Sie kehrten um und gingen diesmal auf der Chaussee dem Badeort wieder zu, indem immer wieder Mariechens Begleiter sich ablösten, als gönnte keiner dem anderen allzu lange die Unterhaltung mit der einzigen verfügbaren Dame.

So kamen sie über den Posthof durch das Puppische Etablissement auf die Alte Wiese. Als sie sich am Haus trennten, ward für den nächsten Tag vom Geheimrat, der sich freute, Gesellschaft gefunden zu haben und sich aussprechen zu können, ein Wiedersehen verabredet. Dann verabschiedeten sich die drei Herren; der Hauptmann sehr verbindlich, indem er die Absätze zusammenschlug und ein paar liebenswürdige Worte formte über den schönen Nachmittag und die Hoffnung auf Wiederholung. Der Assessor, der dazu seinen Kneifer abnahm, sehr förmlich, aber sehr erfreut. Zuletzt der Landrat, wirklich herzlich, recht als der verheiratete, etwas ältere Mann dem jungen Mädchen gegenüber, mit dem Ton des väterlichen Freundes und doch wieder mit dem artigen Blick des Witwers, der abermals frei ist.

Dabei zog er den Hut, und man sah, wie sein Haupt haar dünn geworden war und die gelbe Krankheitsfarbe auf dem Schädel schimmerte.

Vater und Tochter traten ins Haus. Die drei grüßten noch einmal gemeinsam und gingen weiter.

„Das ist doch eine charmante Bekanntschaft!“ rief der Hauptmann.

Assessor von Giesebrecht meinte nach einiger Zeit: „Wissen Sie, daß der Geheimrat wirklich ein fabelhaft unterrichteter Mann ist?“

Der Landrat aber sagte zu seinem Bruder, nachdem sie sich vom Hauptmann auf eine Stunde getrennt hatten: „Das Mädchen war wirklich so wohlthuend in ihrer Teilnahme. Ich glaube, sie hat ein gutes Herz.“

Als der Geheimrat mit Mariechen eintrat, empfing sie seine Frau mit etwas mißmutigem Gesicht: „Ihr seid ja furchtbar lange geblieben.“

Der Geheimrat aber ließ sein Herz ausströmen, klemmte den Kneifer fest und sagte lächelnd: „Es war wirklich wundervoll im Posthof. Weißt Du, wir haben dann noch einen kleinen Spaziergang gemacht.“

Die Geheimrätin rümpfte etwas die Nase und meinte im Gefühl eines, der nicht dabei gewesen ist: „Nun, wie ist denn Euer Hauptmann?“

Geheimrat Kunath antwortete: „Aber charmant! Ein wirklich reizender Mensch.“

Sie blickte Mariechen an und fragte einen Ton ärgerlicher: „Nun, Mariechen, bist Du denn auch so Feuer und Flamme von diesem berühmten Hauptmann?“

Sie antwortete einfach: „Er hat mir ganz gut gefallen.“

„So.“

Da begann die Geheimrätin unangenehm zu werden, lief hin und her und meinte, sie hätte doch nicht ahnen können, daß das so lange dauerte und sie so spät wiederkämen. Sie hätte sich gelangweilt. Wenn sie das gewußt hätte, wäre sie mitgegangen. Sie hätten doch noch einmal hereinkommen können und nach ihr sehen, sie hätte sich ganz wohl gefühlt. Und mit einemmal verlangte sie, während Vater und Tochter, müde vom langen Spaziergang, sich setzten, sofort hinaus und war sehr erregt, als ihr Mann mit Entschiedenheit erklärte, er wolle sich ausruhen.

Währenddessen erzählte er von den beiden Herren von Giesebrecht. Dadurch ward die Geheimrätin immer mehr schlechter Laune. Was hatten die Ihren alles erlebt und alles gethan ohne sie! Und sie sagte wütend: „Na, habt Ihr nicht noch jemand kennen gelernt? Ihr werdet wohl nun in ganz Karlsbad herum sein.“

Mariechen stand auf und ging in ihr Zimmer, um den Hut abzulegen. Da trat der Geheimrat zu seiner Frau, strich ihr die Wange mit dem Rücken seiner Hand. Sie aber wich zurück, verzog das Gesicht, ward ganz leidend und meinte: „Du weißt doch, Fritz, daß mir der Ring weh thut.“

Er zuckte die Achseln. Und da er nun ein schmolldendes Gesicht machte, trat sie heran, wollte den Eindruck verwischen und fragte: „Nun sag' mal, wir wollen mal ernst reden, also wie waren denn die Herren?“

„Sehr nett!“

Sie zögerte. Dann flüsterte sie mit einem scheuen Blick zur Wand von Mariechens Zimmer: „Nun, wäre denn das nicht etwas für unsere Tochter?“

Er zuckte die Achseln: „Vielleicht. So was muß sich von selbst machen.“

Damit wollte er ins Schlafzimmer gehen. Die Geheimrätin aber fragte noch: „Seht Ihr sie denn wieder?“

„Wir haben uns für morgen verabredet.“

Da blieb sie in Gedanken stehen und sprach, als wäre sie ihrer Sache schon gewiß und habe nur zwischen den dreien zu wählen: „Ich komme morgen mit. Ich werde sie mir mal ansehen.“

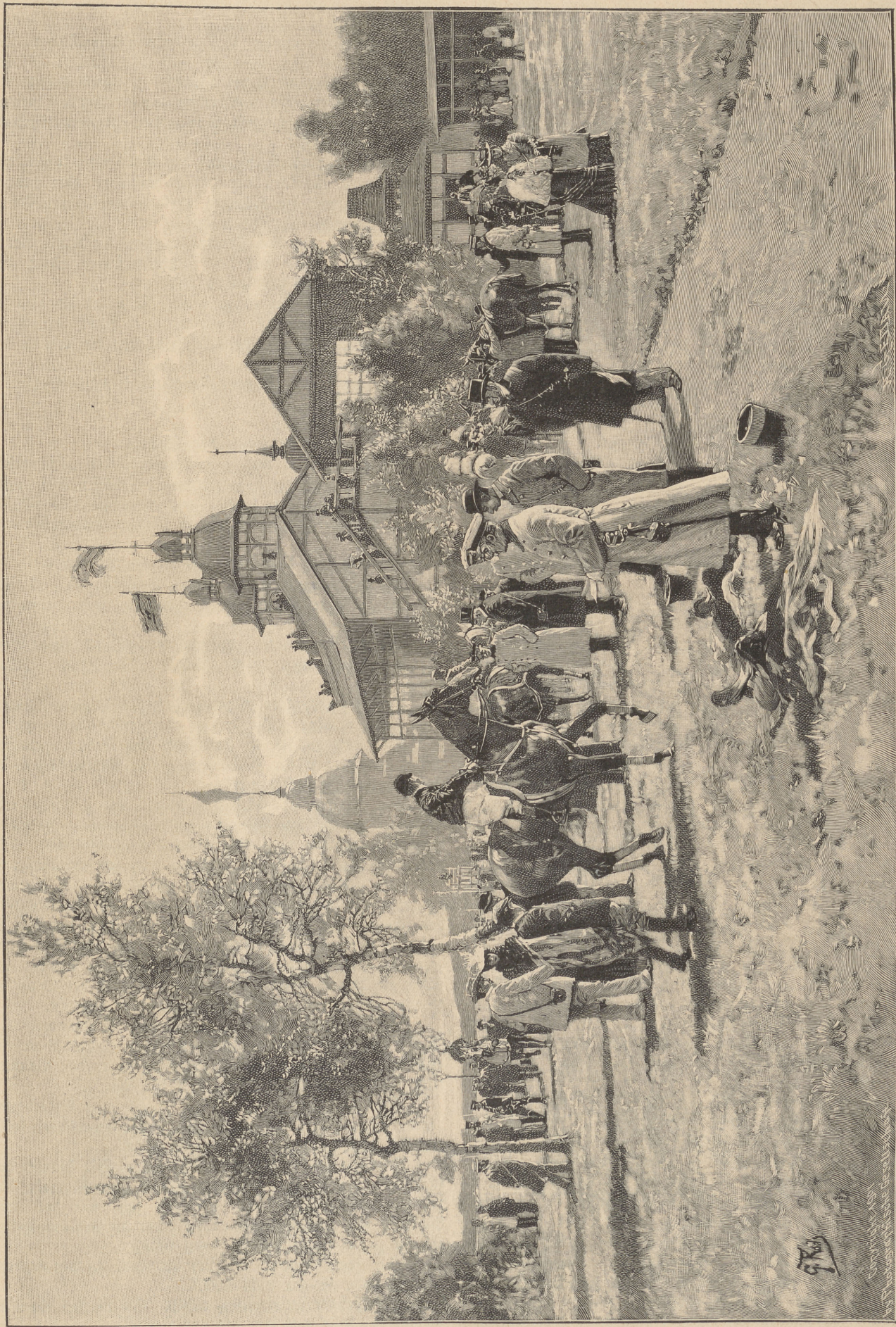
## 5. Kapitel.

Am nächsten Tage also traf die Geheimrätin mit den Herren zusammen. Sie entschloß sich plötzlich, ihren Brunnen nicht mehr zu Haus zu trinken, sondern an der Quelle selbst. Sie war zur Überzeugung gekommen, daß ihr das besser bekommen würde; dann hätte er die vorgeschriebene Temperatur und brauchte nicht gewärmt zu werden. In Wirklichkeit jedoch plagte sie die Neugierde, die drei Herren zu sehen, und sie langweilte sich allein in der Wohnung.

Es bekam ihr ausgezeichnet. Sie konnte fast ohne Unterstützung gehen. Und richtig trafen sie, sobald sie unter den Kolonnaden am Schloßbrunnen standen, die beiden Herren von Giesebrecht. Bei dem Spaziergang zwischen zwei Bechern schlossen sich die Herren an, und auch Hauptmann Melzer fand sich dazu.

Der Landrat hatte einen Brief in der Hand. Er ging neben Mariechen und bat um Entschuldigung, daß er läse, aber es wäre eine Nachricht von der Hausdame.





Der Sattelplatz in Karlsruhe. Nach dem Gemälde von G. Koch.  
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



In seinem überströmend mittheilenden Gemüth begann er, halb in dem Gefühl artig sein zu wollen, Mariechen den Brief vorzulesen. Er rückte ihr dabei immer näher und ging schließlich so, daß ihre Schultern sich fast berührten, flüsterte ihr den Inhalt zu, so daß Vorübergehende denken konnten, es müßte ein Ehepaar oder es müßten doch zwei Verwandte sein, die sich eine längst erwartete Nachricht von zu Haus mittheilten.

Währenddessen unterhielt der Hauptmann die Geheimrätin. Er war guter Laune, aufgezogen wie ein Uhrwerk, schwagte, lachte, war sofort mit ihr gut bekannt und gewann ihr ganzes Herz, indem er sich alle ihre Leiden erklären ließ, Parallelfälle heranzog, plötzlich stehen blieb, sie aufmerksam betrachtete, fand, sie sähe ganz anders aus seit den paar Tagen, daß sie hier war, — obgleich er sie doch vorher gar nicht gesehen hatte.

Sie wachte förmlich auf, erschloß sich wie eine welkende, frisch begossene Blume. Der Mann war ja reizend! Und sie hatte im stillen das Gefühl, der gäbe einen Schwiegersohn, wie man ihn sich malen könnte. Einmal sah er gut aus, dann war er doch etwas, hatte einen Titel, eine Stellung. Und endlich schien er nicht einer von den selbstsüchtigen ungezogenen jungen Leuten zu sein, die mit einer alten Dame nicht reden können und immer bloß sich an die Jugend hängen. Der würde gewiß rücksichtsvoll sein.

Der Hauptmann merkte, daß er einen Eindruck auf die Geheimrätin machte, und das ermutigte ihn zu neuen Bemühungen, sie zu unterhalten. Er zeigte sich unterrichtet, indem er ihr allerlei bekannte Persönlichkeiten nannte, die gerade vorüber kamen, wobei er es offenbar mit der Wahrheit nicht zu genau nahm, denn er schien wirklich von jedem Menschen zu wissen, wer es war.

Die Geheimrätin ging immer freier und besser, verlangte keinen Arm und fühlte sich ganz gesund. Als ihr Mann vorsorglich fragte, ob sie zum Frühstück hinausgefahren sein wolle, lehnte sie das entrüstet ab, als wäre die Erwähnung ihrer Gebrechlichkeit vor einem Dritten eine Kränkung.

Die ganze Kolonne begab sich zu Pupp. Und dabei verschob sie sich. Jetzt kam der Landrat neben die Geheimrätin und der Hauptmann an Mariechens Seite.

Er setzte den Ton, den er der Mutter gegenüber angeschlagen hatte, bei ihr fort. Aber sie blieb etwas steif, denn die weichen, gemüthvollen Worte des Landrats, die Erzählungen über die Kinder zitterten noch in ihr nach.

Herr von Giesebrecht jedoch hatte bei der Geheimrätin kein Glück. Er war nun einmal nur auf eine Saite gestimmt und begann, im Bestreben sie zu unterhalten, der Geheimrätin vom Tode seiner seligen Frau zu erzählen, worauf diese immer unruhiger ward, denn sie, die eben erst aus Krankheitsbanden erwacht war, wollte lustig und fröhlich sein und mochte nicht an Tod und Vergehen denken.

Ja sie, die sonst weich und freundlich, matt und hingebend war, fand mit einemmal, als sie sich bei Pupp zum Frühstück setzten, einen scharfen Ton, blickte den quittelgelben Mann an und sagte eigentlich gar nicht bedauernd, sondern fast spöttisch: „Sie sind wohl sehr krank, Herr von Giesebrecht?“

Währenddessen hatte sich der Assessor mit dem Geheimrat festgeredet. Sie sprachen über Mariechen. Er lobte sie und setzte dem Vater den Eindruck aus einander, den sie ihm gemacht habe. Dabei warf er unausgesetzt Blicke zu ihr hinüber. Aber auch jetzt redete er mit ihr kein Wort.

Die Familie kehrte nach einem abermaligen Spaziergang mit den Herren in ihre Wohnung zurück. Der Geheimrat las Briefe und Zeitungen, die Geheimrätin schlief auf dem Sofa, denn sie fühlte sich doch angegriffen. Mariechen aber hatte sich in ihr langes, schmales Zimmer zurückgezogen.

Es war still. Nur eine dicke Fliege summt am Fenster und schlug ab und zu mit einem Bums gegen die Scheiben. Dem Geheimrat war seine Zeitung aus der Hand gesunken, er schlief jetzt wie seine Frau.

Auch draußen war es ruhiger geworden, eine gewisse tote Zeit in Karlsbad. Der Brunnen war getrunken, das Frühstück vorbei, die Spaziergänge vorüber, zum Essen war es noch zu früh.

Die Kaufleute standen in den Thüren ihrer Läden. Sie hatten nichts zu thun. Es war fast kein Verkehr auf der Alten Wiese. Nur die Tepel rauschte in ihrem gemauerten Steinbett ununterbrochen, und drüben, wo der Sprudel sprang, stiegen, wenn sich das heiße Quellwasser mit dem Flußbett mischte, Dämpfe auf.

Die wenigen Leute, die auf der Sonnenseite unter den herabgelassenen Markisen der Läden hingingen oder drüben im Schatten unter den Bäumen, verlangsamten ihren Gang, denn die Mittagssonne brannte heiß.

Da kamen die drei Herren an der ‚Goldenen Gans‘ vorüber. Sie gingen auf der entgegengesetzten Seite, der Hauptmann zwischen den beiden Brüdern.

Dem Landrat war es zu heiß. Er nahm den Hut ab und wischte sich den Kopf gerade vor dem Haus, beinahe als wollte er grüßen. Und unwillkürlich blickten die drei zu den Fenstern hinauf.

„Das ist ja die ‚Goldene Gans‘, wo Amaths wohnen!“ sagte der Assessor.

Sie blieben stehen.

„Welche Etage?“ fragte der Landrat.

Der Hauptmann war genau unterrichtet: „Im ersten Stock. Sehen Sie, die ganze Front. Es müssen drei, wenn nicht vier Zimmer sein. Wir wollen einmal die Fenster zählen. Ja, drei bestimmt, — es könnten wahrhaftig vier Zimmer sein.“

„Das ist aber luxuriös!“ meinte der Assessor.

Der Hauptmann wußte sofort Bescheid: „O, es sind sehr wohlhabende Leute. Man hält sie sogar eigentlich für reich.“

Der Assessor fragte: „Wieviel Kinder sind's denn?“

Der Hauptmann zeigte lächelnd die Zähne: „Eine Tochter.“

Und die Gebrüder Giesebrecht sagten beinahe in einem Atem vor sich hin: „Die einzige Tochter!“ Dabei piffen sie halb durch die Zähne, halb mit den Lippen, gewissermaßen als Zeichen der Hochachtung, eine Angewohnheit, die in ihrer Familie üblich war.

Nun starrten die drei Herren hinauf, als hätte das erste Stockwerk ein erhöhtes Interesse für sie gewonnen. In diesem Augenblick erschien oben Mariechens schmale Gestalt, blickte nach dem Himmel auf und zerstreut nach den Bäumen, öffnete leise das Fenster, beugte sich etwas vor, sah die Alte Wiese hinauf und hinab mit einem befriedigten Lächeln über den schönen Tag, die Wärme, das hübsche Bild, das sich ihr bot, das spaßhafte Leben und Treiben, das man so bequem von dem niedrigen ersten Stock aus beobachten konnte. Sie nahm ein Kissen, stützte sich darauf mit über der Brust gekreuzten Armen wie eine demüthig grüßende Sklavin.

Die drei Herren starrten sie an wie ein Wunder. Mariechen hatte sie nicht bemerkt. Da mit einemmal fiel ihr Blick auf die Gruppe gerade gegenüber unter den Bäumen. Und auf einen Ruck zogen die drei den Hut.

Mariechen fuhr auf, erröthete, machte eine Verbeugung, zögerte einen Augenblick, ob sie noch länger hinaussehen sollte, zog sich aber dann in das Zimmer zurück.

Die drei gingen unwillkürlich weiter. Sie konnten doch nicht vor dem Hause stehen bleiben und hinaufstarren. Nur der Hauptmann drehte sich um und sah, wie das junge Mädchen mit zurückgelehntem Oberkörper die Fensterflügel an sich zu ziehen suchte und sie dann schloß.

Nun sagte er, halb vor sich hin, halb zu den anderen: „Die Tochter ist gar nicht übel.“

Die Brüder antworteten nichts. Sie warfen einen beobachtenden Blick auf ihn, als paßte es ihnen nicht, daß ein anderer so etwas fände.

Drin im Wohnzimmer brummte und summtete noch immer



die dicke, blaue, borstige Fliege. Da fuhr der Geheimrat, dem die Zeitung aus der Hand auf den Boden gefallen war, auf, klemmte den Kneifer wieder fest, der sich im Schlaf verschoben hatte, daß er nur gerade noch balancierte, sah nach der Uhr, dehnte sich, gähnte, trat ans Sofa und rief: „Liebchen, es ist höchste Zeit, zu Tisch zu gehen.“

Die Geheimrätin erwachte, blickte sich erstaunt um und sagte: „Ja, Herr Hauptmann, sehr gern!“

Er begann zu lachen: „Was redest Du da?“

Sie ward jetzt vollkommen wach, erhob sich, schüttelte sich frierend, rieb sich die Hände und meinte: „Ich habe geträumt.“

Dann gingen sie ins Schlafzimmer. Der Geheimrat zog langsam die Thür zu, und während die beiden sich die Hände wuschen, horchte er sie aus: „Nun, was sagst Du denn zu unseren Herren?“

Sie machte ihr krankes, müdes Gesicht: „Ach, der Landrat, der ist ja ganz gelb. Und die Frau ist doch kaum gestorben.“

Der Geheimrat blickte sie schmunzelnd an: „Das ist ganz gleich. Was meinst Du aber zum Assessor?“

Auf den war sie schlecht zu sprechen, der hatte gar nicht mit ihr geredet. Sie zuckte die Achseln: „Unbedeutender Mensch!“

Er war wie aus den Wolken gefallen: „Ein sehr unterrichteter Mensch — ein hervorragend unterrichteter Mensch! Paß 'mal auf, wenn einer Zukunft hat, dann hat der sie.“

Doch sie war schon beim Ziel ihrer Wünsche und meinte: „Der Hauptmann Melzer, den lasse ich mir gefallen, das ist einfach ein reizender Mann.“

Aber der Geheimrat hatte für „die oberflächlichen Offiziere“, wie er zu sagen pflegte, nie Verständnis gehabt. Er hielt es mit den Juristen. Und er wollte den Hauptmann gleich außer Gefecht setzen. Darum sagte er aufs Geratewohl: „Hauptmann Melzer ist verlobt.“

Die Geheimrätin ließ die Seife fallen. Ihre Laune war verdorben. Sie mußte einen Rollstuhl nehmen, um zu Pupp zu fahren. Nichts schmeckte ihr. Erst nach Tisch ward sie wieder aufgefrakt, denn zum Konzert hatten sie sich mit den Herren verabredet. Da wollte sie schon herausbekommen, wie es mit der Braut stünde.

Doch an diesem Tag konnte sie das Gespräch nicht darauf bringen. Aber der Hauptmann war so voller Lebenswürdigkeit, teilte seine Aufmerksamkeit so geschickt zwischen Mutter und Tochter, daß die Geheimrätin ganz versöhnt war und beinahe auf den Standpunkt kam, wenn er wirklich verlobt wäre, so ließ sich das schon rückgängig machen.

An einem Abend nahm sie Mariechen vor, um zu forschen, was sie denn eigentlich darüber dachte.

Der Geheimrat hatte sich mit den drei Herren zum Skat verabredet, Mutter und Tochter waren allein. Sie

wollten den Abend nicht ausgehen, kochten sich Thee und weiche Eier.

Die Geheimrätin lag auf dem Sofa. Mariechen blies eben die Flamme aus, da fragte die Mutter, indem sie eine Einleitung zu finden suchte: „Was macht nun so ein Junges? Der kann sich doch nicht einmal ein Abendbrot selbst bereiten.“

Mariechen aber bog nach einer ganz anderen Richtung ab: „Die Herren sind das Wirtshausleben gewöhnt. Der geht einfach in das nächste Restaurant.“

„Ja, aber wenn nun keines da ist!“

Mariechen ließ das glühend heiße Ei schnell in den Eierbecher fallen, schnippte mit den verbrannten Fingern und meinte: „Wenn die Herren allerdings nicht einmal Thee kochen können!“

Jetzt war die Geheimrätin, wo sie wollte: „Oh, da können Offiziere manchmal noch viel mehr. Der Hauptmann Melzer zum Beispiel hat mir gesagt, daß er sich im Manöver oft Spiegeleier gemacht hat, ja sogar ein deutsches Beefsteak.“

Mariechen antwortete nicht. Die Mutter fuhr fort: „Der ist allerdings besonders geschickt.“

Keine Erwiderung.

„Er gefällt mir sehr gut.“

Mariechen machte ihr Ei auf.

„Der hat so vernünftige Ansichten und ist so zuvorkommend und erzählt so nett. Es ist ein Jammer, daß der nicht heiratet.“

Mariechen that Salz in ihr Ei.

„Aber das Lächerliche ist, daß immer die Vernünftigsten am längsten zögern.“

Mariechen begann zu essen.

„Mir gefällt der Hauptmann von den Herren, mit denen wir hier verkehren, bei weitem am besten.“

Mariechen schälte das Eiweiß heraus.

„Findest Du nicht auch?“

„O ja!“ klang es zurück. Dabei zerdrückte sie ihre Eierschale und sprang plötzlich ab, indem sie ängstlich der Geheimrätin zurief: „Mama, Du hast die Eierschale nicht kaput gemacht. Da legen die Hühner nicht mehr.“

Damit stand sie auf, stellte die Eierbecher fort und goß den Thee ein.

Und mit einem Mal war eine große Beredsamkeit über sie gekommen. Sie ärgerte sich über die Spiritusflamme, die nicht ordentlich brannte, fragte, ob der Thee nicht zu stark wäre, brachte die Sahne herbei und ließ die Mutter nicht mehr zu Worte kommen.

Die Geheimrätin aber nahm lächelnd die Theetasse in Empfang. Die plötzliche Redeslut war ihr nicht entgangen. Und als sie einen Zwieback einstippte, rückte sie sich gemüthlich auf ihrem Lager zurecht und sagte sich, indem sie liebevoll ihr Kind betrachtete, das nun vielleicht doch bald von ihr gehen würde: „Aha, der ist's!“

(Fortsetzung folgt.)

## Lenzeshähen.

Sprich, was will mir die Brust zersprengen,  
Treibt mich mit ungestümem Drängen  
Fort, hinaus aus dem kalten, engen,  
Winterlich frostigen Gemach?  
Liegt doch die Welt noch schlafumfungen, —  
Meinst du, eh' die Nacht vergangen,  
Werde der süße Frühling wach?

Ach, was soll mir das heiße Sehnen, —  
Halb ist's Wonne, halb sind es Thränen —  
Nach jenem unbegreiflich Schönen,  
Das ja doch einmal kommen muß?  
Streifte, da ich schlummernd gelegen,  
Meine Stirne mit stillem Segen  
Eines kommenden Glückes Gruß?

Mag auch der Winter lange dauern,  
Mag auch das Herz verzagend tranern —  
Endlich mit seinen Blütenschauern  
Kommt doch der Lenz so süß und mild;  
Aber im Herzen das tiefe Sehnen  
Nach jenem Glück, dem selig schönen —  
Wird es wohl auch einmal gestillt?

Hedwig Gräfin Rittberg (Freifrau v. Jedlig).



## Frühlingsboten.

Von Wilhelm Horn.

Erwartungsvoll sehen wir dem Frühling entgegen. Je mehr sich der Winter seinem Ende nähert, desto ungeduldiger werden wir. Wir wissen zwar, daß seine Herrschaft nicht mehr lange währen kann, aber wir verlangen trotzdem nach dem sichtbaren Beweis, daß die Natur aus ihrem Schlaf erwachen will, daß sie sich zu regen und bewegen anfängt. Da hören oder lesen wir, daß irgendwo einige Stare, vielleicht auch Freund Adbar, ganz ungewöhnlich früh zurückgekehrt sind, daß ebenso ein bunter Falter, ein Marienkäferchen oder gar ein Maikäfer beobachtet wurde, und daß ein Fliederstrauch sein frühes Grün bereits voll entfaltet oder ein Kirschbaum, während allenthalben das Geäst an Baum und Strauch noch kahl und leer ist, sich mit duftigen Blütenfränzen geschmückt hat. Und nun wallt es freudig in uns auf, nun erfüllt uns frohe Gewißheit: die ersten, wenn auch vorzeitigen, Frühlingsboten sind erschienen!

Man neigt vielfach dazu, aus dem ungewöhnlich frühen Eintreffen einzelner Vögel einen Schluß auf den bevorstehenden Witterungsgang zu ziehen und die gefiederte Avantgarde als Wetterpropheten anzusehen. Das sind sie aber aus bestimmten Gründen sicher nicht. Nicht ein weitreichender Wetterinstinkt ist es, der diese vorzeitigen Ankömmlinge zu uns hertreibt, sondern die Veranlassung zu ihrem frühen Ausbruch liegt in Vorgängen, die in ihren südlichen Wohnsitzen in Wirkung treten. Meist glaubt man, daß in den warmen Ländern der Tisch für die Tierwelt stets reich gedeckt ist. Aber die warmen Länder sind von den Witterungsverhältnissen noch mehr abhängig als unsere mittleren Breiten. Immer wieder erfahren wir von Zeit zu Zeit, daß in afrikanischen oder asiatischen Gebieten Mißernten eingetreten und Hungersnöte ausgebrochen sind. Darunter leiden aber nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere. Und nicht am wenigsten die Vögel. Ist in einem größeren Gebiet die Entwicklung der Kulturpflanzen und damit auch gewöhnlich vieler anderer Pflanzen zurückgeblieben, so wird hierdurch nicht nur den Körnerfressern unter den Vögeln, sondern auch den Insektenfressern die Ernährung erschwert, denn die Insekten sind ja in erster Linie wieder auf die Pflanzenwelt angewiesen. Was uns aber überhaupt von Mißwachs im afrikanischen oder asiatischen Kontinent berichtet wird, bezieht sich nur auf kleine Teile derselben. Von großen Länderstrecken des Innern erhalten wir über den jeweiligen Stand der Vegetation gar keine Kenntnis. Und doch kommen auch hier, wie es die Ergebnisse der Forschungsreisen zeigen, große Schwankungen vor. Die Nahrungsnot aber ist für die Vögel der zwingendste Grund, ihre Wohnplätze zu verlassen und anderweitig Unterkunft zu suchen. Aber auch noch andere Umstände sind in Betracht zu ziehen. Die Jahreszeiten wechseln in den heißen Ländern keineswegs mit der Regelmäßigkeit ab, wie man oftmals annimmt. Bald setzt die Regenzeit in einzelnen Gebieten zwei, drei Wochen und mehr früher ein, bald verzögert sie sich ebenso lange. In gleicher Weise verhält es sich mit der Sommerdürre. Stürme legen ganze Wälder nieder, Erdbeben gestalten das Gelände um, und Hochwasser überfluten weite Strecken. Auch hiervon erfahren wir nur wenig. Aber alle diese Ereignisse sind dazu angethan, aus größeren Gebieten die dort ansässigen Vögel zu verdrängen und zu verschrecken. Ein Teil der Vertriebenen findet wohl in der Nachbarschaft einen Unterschlupf. Doch gibt es hier schon hungerige Wäuler genug, die den neuen Gästen das Feld streitig machen. Fällt nun die Verdrängung in die Zeit, wo sich bereits der Wandertrieb nach dem Norden regt, so dehnt wohl ein Teil der Heimatlosen die Wanderung in entferntere Gegenden aus. Aber auch hier gibt es nicht für alle ein Unterkommen. Und so magt denn ein kleiner Rest, in dem jetzt die Wanderlust sich noch mehr verstärkt hat, den letzten Schritt und kehrt in seine nordischen Heimstätten zurück. Die ersten Stare sind eingetroffen!

Wie sehr bei den Ortsveränderungen der Vögel die Erschwerung des Nahrungserwerbs oder überhaupt eine Störung ihrer Lebensgewohnheiten mitspielen, läßt sich aus dem Verhalten der Vögel erkennen, welche bei uns im Winter zurückbleiben. Beginnt der Winter früh und fällt namentlich früh Schnee, der das Auffinden der Nahrung verhindert, so erscheinen auch die Haubenlerchen, Finken und Kohlmeisen frühzeitig in der Nähe der Städte und Dörfer. Fällt dagegen erst spät Schnee, so stellen sich auch diese und andere bei uns überwintende Vögel erst spät in der Umgebung der menschlichen Ansiedelungen ein. Denn sie haben dann noch genug Nahrung in Feld und Busch. Desgleichen bringt auch im Verlauf des Winters ein Schmelzen des Schnees ein Zurückweichen dieser Vögel auf das offene Land mit sich, während neuer Schneefall sie abermals in der Nähe der menschlichen Wohnungen versammelt. Was sich hier in beschränkten Grenzen vollzieht, vollzieht sich auch mit weittragenderen Folgen bei der vorzeitigen Rückkehr der beschwingten Frühlingsboten. Es sind Störungen in ihren südlichen Wohnsitzen um die Wanderzeit herum, die zu der voreiligen Nordlandsfahrt den Anstoß geben.

Anders liegen die Verhältnisse bei dem vorzeitigen Erscheinen von Schmetterlingen und Käfern. Auch sie gelten oftmals als Verkünder einer nahen Witterung. Doch auch sie sind in diesem Sinn keine Wetterpropheten. Von den Schmetterlingen ist es nachgewiesen, daß die Dauer ihres Verpuppungszustandes durch äußere Einwirkungen beeinflusst wird. Puppen verschiedener Schmetterlingsarten, beispielsweise des Nachtpfauenauges, die gegen Anfang des

Herbstes längere Zeit sehr trocken gelegen haben und darauf angefeuchtet werden, lassen nach zwei bis drei Wochen die Falter auskriechen, die sonst erst im Frühjahr erschienen wären. Unter violettem Licht findet eine Beschleunigung der Entwicklung der Puppen statt. Am bemerkenswertesten aber ist es, daß sich durch eine Erhöhung der Temperatur die Dauer der Verpuppung außerordentlich abkürzen läßt. Der Schmetterlingszüchter vermag die Puppen einer ganzen Anzahl von Schmetterlingsarten ebenso zu treiben, wie der Gärtner seine Pflanzen. Werden diese Puppen Mitte Januar in das geheizte Zimmer gebracht, so schlüpfen die Falter bereits im Januar und Februar aus, während dieses sonst erst im Frühling geschehen wäre. Was hier durch künstlichen Einfluß erreicht wird, kann auch anderweitig ohne unmittelbares menschliches Zutun zu Stande kommen. Raupen, die in große Laubhaufen, Strohdien, in warme Ställe einwandern und sich hier verpuppen, erhalten als Puppen eine Wärmezufuhr, die derjenigen in einem geheizten Zimmer sicher entspricht. Infolgedessen wird auch hier die Entwicklung zum Falter beschleunigt, und so sehen wir denn eines Tages einen Mauerfuchs oder einen Zitronenfalter fröhlich durch den noch winterlich kahlen Garten schweben.

Eine ganze Anzahl von Käfern überwintert bis zum nächsten Jahr in geschützten Verstecken. Das ist beispielsweise der Fall bei dem niedlichen Marienkäferchen oder Sonnenkäfchen. Man kann sie häufig anscheinend leblos unter der Borke der Bäume auffinden. Bringt man sie in das warme Zimmer, so erwachen sie aus der Kältestarre und breiten die Flügel zum Fluge aus. Diese und andere Käfer werden ebenfalls zuweilen Schlupfwinkel auffuchen, wo sie wärmer als gewöhnlich sitzen. Wirkt dann auf diese Plätze später noch die Sonne, so wird, wie im geheizten Zimmer, ihre Ruhezeit verkürzt, und sie schwirren wagemutig davon. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Käfern, welche im Puppenzustande im Erdboden verweilen. Von den Engerlingen, den Larven der Maikäfer, weiß man, daß nicht alle bereits nach drei Sommern die Verpuppung eingehen, sondern daß dies bei einem Teil erst nach dem vierten Sommer geschieht. Die aus diesem letzteren hervorgehenden Käfer werden schon an sich in ihrer Entwicklung schneller vorschreiten. Spielt sich dann noch der Umwandlungsprozeß in einer Bodentasse ab, die durch Laubausschüttungen, Komposthaufen oder aus anderen Gründen, die wir sogleich kennen lernen werden, zufällig höher erwärmt wird, so wird sich damit ebenso eine Beschleunigung verbinden, wie sie bei den Schmetterlingspuppen durch die erwähnten Versuche nachgewiesen worden ist. Dann steigt der Maikäfer bereits zu einer Zeit empor, wo seine Artengenossen noch fest im Erdboden schlummern.

Es wurde schon angedeutet, daß die Erwärmung des Bodens nicht gleichmäßig ist. Und zwar ist sie auch dann nicht überall gleichmäßig, wenn die Erwärmung nur von der Besonnung ausgeht. Die Oberflächenbeschaffenheit, Rauheit oder Glätte, die Neigung der Flächen, die Wärmeleitung des Bodens, seine Eigenwärme je nach seiner Zusammensetzung können große Verschiedenheiten zur selben Tageszeit in der Temperatur zweier benachbarten Bodenstellen herbeiführen. Auch die Farbe ist bei der Erwärmung stark beteiligt. Wenn Weiß von den leuchtenden Sonnenstrahlen 100 Wärmeeinheiten aufnimmt, so verschluckt Hellgelb 102, Dunkelgelb 140, Hellbraun 198 und Schwarz 208 Wärmeeinheiten. Man hat in unseren Breiten an besonders begünstigten Stellen eine Bodentemperatur von 60° C. gemessen. Aber nicht nur die Erdoberfläche erwärmt sich, sondern ebenso alle Gegenstände, die sie trägt. Mauern und Felswände erhitzen sich in hohem Grade und werfen einen großen Teil der Licht- und Wärmestrahlen zurück. Desgleichen steigert die Wärmespiegelung von Wasserflächen die Wärmezufuhr der Umgebung sehr erheblich. Am Rhein wie am Genfer See trägt diese Wärmespiegelung wesentlich zur Traubenreife bei. Am Genfer See macht die gespiegelte Wärme, namentlich bei Tiefstand der Sonne, 28–30 Prozent der Erwärmung durch unmittelbare Besonnung aus. Ähnlich wie Wasserflächen wirken Schneeflächen. Wärme aber ist das Haupterfordernis für das Erwachen der Pflanzenwelt im Frühjahr. Kräuter, Sträucher und Bäume, bei denen zufällig in einem Frühjahr mehrere der erwähnten Faktoren zusammentrafen, um den Boden und den Pflanzenkörper selbst kräftig zu erwärmen, werden darum früher grünen und ihre Blüten entfalten als die Pflanzenindividuen der gleichen Art in der Nachbarschaft, die sich aber nicht derselben hohen Wärmezufuhr erfreuen. Wie die Wärme die Entwicklung der Pflanzen beschleunigt, sehen wir an dem Treiben der Frühjahrsgewächse durch die Kunstgärtner. Aber es braucht nicht einmal die ganze Pflanze eine außergewöhnliche Erwärmung zu erfahren. Man hat gelegentlich den Ast eines Kirschbaums, der an einem Warmhaus stand, in dasselbe hineingezogen. Während das außerhalb befindliche Gezweig in der Winterruhe weiter verharrte, blühte der hereingezogene Ast bereits im Januar. Eine ähnliche teilweise Erhöhung der Erwärmung kommt auch in der freien Natur zuweilen vor, und sie erklärt die vorzeitige Entwicklung einiger Triebe eines Strauches oder Baumes.

Die Frühlingsboten liefern uns nicht eine sichere Gewähr für die kommende Witterungsgestaltung. Aber dennoch wollen wir sie freudig begrüßen. Denn sie sagen uns immerhin, daß sich die Natur zum Empfang des Frühlings vorbereitet und daß wieder nahe gerückt ist die Zeit des Lichtes, der Farben und des Duftes.



## Der Kaiser und die Hannoveraner.

Von Fr. Frhrn. von Dincklage. Mit vierzehn Abbildungen.

„Waren Sie denn auch dabei? Ja? O bitte, erzählen Sie!“ Wie oft mag wohl diese Frage, diese Bitte in den letzten Tagen des Januar und im Februar dieses Jahres an mich gerichtet worden sein! Und nachzufragen, „wobei“ ich denn gewesen sein sollte — das war überflüssig, denn kurz vorher hatten alle Zeitungen geschrieben über den Kaiserbesuch bei den „alten Hannoveranern“.

Der Kaiserbesuch ist nun auch die indirekte Veranlassung zur Herstellung der Bilder geworden, die diesen Textworten zugehören. Die Textworte aber entstanden wieder — gleichsam als Antwort auf alle die Nachfragen, die bezüglich der „Traditionen“ und der „Inskriptbänder“ der hannoverschen Regimenter von neuem hervorgerufen waren — durch den „Kaiserbesuch“ vom 24. Januar.

Es dürfte der Mehrzahl der Leser — auch der Leserinnen — noch erinnerlich sein, daß vor nunmehr vier Jahren unser Kaiser den Bewohnern der Provinz Hannover, uns Hannoveranern, in so sinnreicher und wohlwollender Weise eine Ehrung — eine Ehrung auch den Manen unserer längst heimgegangenen Väter — dadurch erwies, daß er die ruhmreichen Kriegsthaten althannoverscher Truppen in der Erinnerung der Völker, der Armee, in der Kriegsgeschichte neu zu beleben strebte. Die Geschichte der jungen Regimenter hannoverschen Erbes, die im Kriege 1870/71 in so manchem heißen Ringen, in so manchem Siege von neuem die Soldatentugenden des niedersächsischen Stammes bethätigten, wurde durch kaiserliche Ordre zurückgeführt auf die althannoverschen Truppen, in denen die Vorfahren der Kämpfer von Spichern, Metz, Beaune la Rolande und Le Mans einst in Gibraltarr, bei Krefeld, Minden, Waterloo und in Spanien sieghaft fochten.

„Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß jetzt alle früheren Angehörigen der hannoverschen Armee die lange entbehrte Stätte wiederfinden werden, an der sie im Kreise der jüngeren Kameraden den stolzen Erinnerungen der Vorfahren leben können!“ So lautete der Schlußsatz der kaiserlichen Ordre, und auch Männer aus den ältesten Jahrgängen, — ohne Unterschied, ob sie auch unter preussischen Fahnen kämpften oder seit dem ehrenvollen Kampfe von Langensalza den Degen nicht mehr zogen — wurden in echt kameradschaftlicher Weise in den Regimentern willkommen geheißen, zu denen sie nun als „alte Herren“ gehörten.

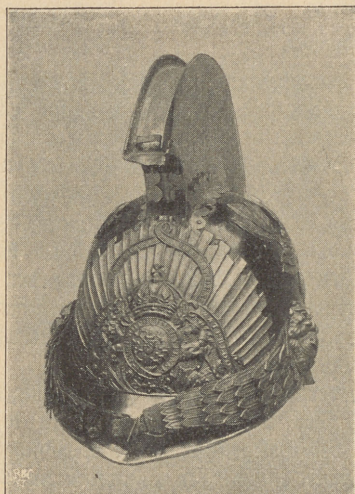
Das den Althannoveranern so oft und in so gnädiger Form bewiesene Wohlwollen des Kaisers fand nun in dem Erscheinen Sr. Majestät bei Gelegenheit der kameradschaftlichen Zusammenkunft im „Hotel Rasten“ in Hannover am 24. Januar eine neue, schöne Bestätigung.

„Seit ich erfuhr, daß der Tag der Traditionsverleihung alljährlich festlich begangen wird, hat es mir besonders am Herzen gelegen, auch einmal bei der Feier der hannoverschen Kameraden zu weilen und mit ihnen zu Tische zu sitzen!“ So lauteten des Kaisers eigene Worte, an den Altersvorsitzenden, den Obersten Blumenbach, gerichtet. Und in schönen, kraftvollen Worten gab dieser der Freude der vierzig „Alten“ über den neuen Gnadenbeweis Ausdruck. Er ging dann auf die Veranlassung der Feier des Tages über, auf den Entschluß, durch den der Kaiser die Überlieferung althannoverscher Waffenehre „wieder an das lebendige Leben knüpfte!“ „Nicht nur aus Geschichtsbüchern erfahren jetzt unsere Söhne, unsere Enkel von den glorreichen Thaten ihrer Vorfahren. Das danken sie, das danken wir Ew. Majestät hochherzigem Erlasse!“

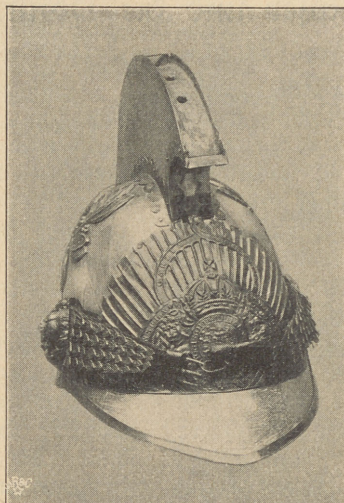


1. Gelmadler und Ehrenbänder des preussischen X. Armeekorps.

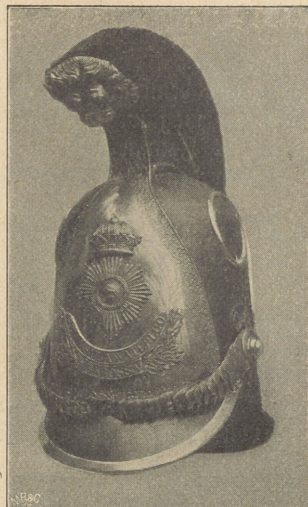




2. Helm der Garde du Corps bis 1837.



3. Helm der Garde-Kürassiere bis 1837.



4. Helm der Kürassiere bis 1848.

Und nachdem das begeisterte „Hurra“ auf den Kaiser kaum verklungen war, ergriff der Monarch selbst das Wort: Zu seiner Freude sei seine Kabinettdre nicht toter Buchstabe geblieben. „Die alten ruhmreichen Namen werden den Niedersachsen jetzt täglich vor Augen geführt, und jeder hannoversche Soldat trägt sie mit Stolz als Auszeichnung“, hieß es wörtlich in des Kaisers Rede, die mit einem „Hoch“ auf die ehrenvolle Überlieferung der hannoverschen Armee schloß.

Als dann der Kaiser die Tafel aufhob, mit freundlichem Gruße die Gesellschaft verließ, da fand die Freude über die Ueberraschung auch im Worttauche den lebhaftesten Ausdruck. Mit Stolz wurde darauf hingedeutet, daß Seine Majestät selbst am Tschapka die alten Ehrennamen der hannoverschen Armee trägt und damit das Andenken unserer Vorfahren ehrt, — jene Namen, auf die er in seiner Rede hinwies, — von denen er sagte, jeder hannoversche Soldat trage sie mit Stolz als eine Auszeichnung. Die frische Belebung des Interesses aber, die durch den Kaiserbesuch bei den Hannoveranern sich plötzlich in ganz Deutschland für die Hannoveraner und ihre kriegerische Vergangenheit wieder geltend machte, sie hat auch im Hannoverlande erst völliges Verständnis geschaffen für — die „Namen“, für ihre historische wie ethische Bedeutung.

Vielleicht folgt einer oder der andere meiner Landsleute oder Freunde mir mit freundlichem Interesse durch die Sammlung althannoverscher Armatur- und Ausrüstungsstücke, welche diese Namen trugen, um sie dann der Anbringung gegenüber zu stellen, wie sie für die jetzigen hannoverschen Regimenter zur Einführung kam. Freilich — meine Sammlung besteht nur aus Bildern; die Originale dazu wurden mir gütigst durch den Kommandanten des Zeug-



6. Kappi der Garde-Jäger.

hauses, Generalleutnant von Ufedom, durch den Oberst von Poten, den General der Infanterie Frhr. von Hammerstein zc. zur Verfügung gestellt. Und es liegt nahe, daß wir zuerst die Namen näher betrachten, die dem Regimente vererbt wurden, dessen Uniform unser Kaiser so oft selbst trägt — des Königs-Manneregimentes. Auf dem Tschapka-Adler erkennen

wir (Abb. 1 unter a) über dem Stern des Schwarzen Adlersordens (Gardestern) die Inschriften „Peninsula“, „Waterloo“ — „Garzia Hernandes“.

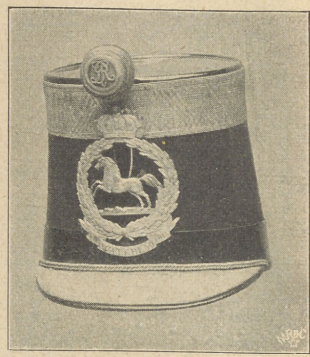
Die Inschriften des Auszeichnungsbandes wurden dem Regimente mit den Traditionen des Regiments verliehen, das nunmehr das Stammregiment der Mannen ist, — der hannoverschen „Garde du Corps“.

Sehen wir die alten Helme dieses Regiments (Abb. 2, 3, 4), so zeigt sich der Übergang vom englischen Hannover zum Königreiche und zugleich spricht sich die Anlehnung an preußisches Heerwesen unter Ernst August in den Formen des letzten Modells (Abb. 9) deutlich aus. Den bis zuletzt unverändert gebliebenen Kürasch der Garde du Corps finden wir auf Abb. 11. Er wurde für die Offiziere mit echten Beschlägen geliefert. Auf Abb. 12 erkennen wir auch die silberne Offiziers-Kartouche dieses Regiments — mit den gleichen Schlachtenamen geziert.

Die Inschrift „Waterloo“ war allen Truppenteilen der hannoverschen Armee gemeinsam verliehen — als ein Erinnerungszeichen an die glorreiche Schlacht, in der am 18. August 1815 die Hannoveraner an der Seite der Verbündeten und der Waffengeführten aus dem Siebenjährigen Kriege die Macht des Korps endgültig niederwarfen.

Die Mehrzahl bedeutungsvoller Ehrennamen für die hannoverschen Truppen entstammt aber den Kämpfen der englisch-deutschen Legion auf der spanischen Halbinsel, jener Legion, aus der eine große Zahl der späteren hannoverschen Regimenter direkt hervorging. Alle diese Regimenter trugen daher das Motto „Peninsula“.

Den Ruhmestitel „Garzia Hernandez“ erwarb sich aber das Stammregiment der Königsulanen in Gemeinschaft mit dem hannoverschen Garde-Kürassierregiment im Peninsularkrieg durch eine besonders kühne That, über deren Verlauf ich den trefflichen Aufzeichnungen des Oberst von Poten, freilich in knappster Zusammenschiebung, folge: „Den beiden Regimentern — damals noch 1. und 2. Dragonerregiment der Legion und 1803 resp. 1805 gestiftet — war es erst im Jahre 1811



7. Stabs-Offizier-Kappi der fahrenden Artillerie u. Infanterie.





Sevillanerin. Nach dem Gemälde von Carl Sohn.







nach langem, vergeblichem Hoffen gelungen, von Irland aus endlich eingeschifft und auf den spanischen Kriegsschauplatz, die „Peninsula“, befördert zu werden, wo inzwischen durch Jahre die übrigen Legionsregimenter Ruhm und Ehren ersochten hatten. Aber bis zum Januar 1812 hatte sich den Dragonern auch in Spanien keine Gelegenheit geboten, sich ihrer kriegserfahrenen Kameraden ebenbürtig zu zeigen. Endlich am 23. Juli 1812 sollte sich dennoch auch die schwere Dragoner-Brigade im Kampfe bewähren.

Am 22. hatte Wellington den Marschall Marmont bei Salamanca geschlagen. Zur Vorhut, die am 23. die Verfolgung auf der Straße nach Balladolid aufnehmen sollte, stießen auch die Dragoner unter General von Bock. Wellington, fürchtend, der Feind möchte ihm entweichen, ließ die Kavallerie — eben die Dragoner der Legion und eine englische Reiterbrigade — vortreiben, ohne die Infanterie abzuwarten. Schon nach einer Meile stieß man auf den Feind, zuerst Kavallerie, die durch Rittmeister von Hattorf geworfen wurde. Dann aber zeigten sich in der Nähe von Garzia Hernandez — eines einzeln, ziemlich frei in der Ebene liegenden Gehöftes — die Infanteriemassen der feindlichen Nachhut. Mit Ungestüm warfen sich die Schwadronen, so wie sie aus dem steinigten Hohlwege sich entwickeln konnten, auf die feindlichen Carrés des französischen 76. Linienregimentes. Rittmeister von der Decken griff das erste Viereck an, fiel aber durch das Knie geschossen. Rittmeister von Uslar tritt an seine Stelle vor der Front, und hinein stürmen die Dragoner in die Reihen des Feindes, alles niederreitend, was nicht die Waffen streckt. Noch wütet hier der Kampf, als Rittmeister von Reizenstein mit seiner Schwadron ein zweites Viereck, aus zwei Bataillonen des 6. leichten französischen Regimentes bestehend, überreitet. Durch den ersten stürmischen Angriff der Hannoveraner ist das Vertrauen der Franzosen erschüttert, — sie schießen zu hoch, und im Siegeslauf werden sie überrannt — vernichtet. Wohl versuchen die Trümmer sich im Schutze eines Grabens von neuen zu sammeln, aber schon stürmt jetzt auch die vorderste Schwadron des 2. Dragoner-Regimentes unter Rittmeister von Marschall heran und stürzt sich, unterstützt durch Fumetti, auf die eben zum Entsatz herangaloppierende feindliche Kavallerie, während die 1. Dragoner, trotz Graben und Feuer, unaufhaltsam vordringen. Der Erfolg war ein vollständiger. Die aus drei Bataillonen bestehende Infanterie der feindlichen Nachhut wurde zu Gefangenen gemacht. Wellington selbst schrieb in seinem Schlachtberichte: „Ich habe niemals einen kühneren Kavallerieangriff gesehen, als den der schweren Dragonerbrigade der Legion unter Generalmajor von Bock,“ und der Kommandeur der französischen 1. Division, General Foy schrieb — als Augenzeuge: „Der kühnsten Angriff machte der Hannoveraner Bock an der Spitze der schweren Reiter-Brigade der Deutschen Legion.“

Auf Seite 15, unter Abb. 6 finden wir einen Tschapka-Adler, der ebenfalls auf dem Auszeichnungsbande die Namen „Peninsula“, „Garzia Hernandez“ „Waterloo“ zeigt.



8. Offizier-Käppi des Garde-Regiments.

Es ist der Adler des 2. hannoverschen Ulanen-Regimentes Nr. 14, das seine Abstammung im hannoverschen Garde-Kürassier-Regimente fand. Dies Regiment ging aus dem 2. Dragoner-Regiment der Legion hervor, dessen Bra-vour wir soeben kennen lernten. Wie die „Vorfahren“ der 14. Ulanen einst ihr Haupt, ihre Brust schützten, das mögen die Abbildungen auf den Seiten 16, 17 und 19 verdeutlichen.

Vier Ehrentnamen trägt das Band des Husaren-Regimentes Königin Wilhelmina der Niederlande (hannoversches) Nr. 15 — Seite 15 unter c.

Das Regiment ererbte diese Auszeichnung durch seine Abstammung von den beiden ehemaligen hannoverschen Husaren-Regimentern, und auf der Abb. 14, S. 19 ist ersichtlich, wie die Namenbänder von diesen an der Kopfbedeckung getragen wurden. Die Devisen „Peninsula“, „Barossa“ überkamen vom Königin-Regiment, die Namen „Waterloo“, „El Bodon“ vom Garde-Husaren-Regimente. Auf dem Sammelbilde Abb. 12 S. 18 wurden auch die Mannschafts-Feldbinde, der breite Husarenfädel, das Mannschaftsbandelier mit Karabinerhaken zum Tragen der Kolbenpistole und eine Mannschaftsfeldflasche (Kantine), ein Fäßchen, aus dessen Größe keine falschen Rückschlüsse auf die Solidität der hannoverschen Soldaten zu ziehen sind, wiedergegeben. Daneben ein Kavallerie-Offizierfädel, ein solcher der Infanterie mit dem königlichen Namenszuge und ein Offizier-Bandelier mit „Giberne“, wie sie für Husaren und

Dragoner vorge-schrieben waren. Die Kürassiere trugen nicht den Ket-tenschild mit den „Räumnadeln“.

Die Inschrift „Barossa“ verdanken nun die 15. Husaren einem „galant fight“ der 2. Regions-Husaren (späteren Königin-Husaren) an der Küste des Atlantischen Ozeans.

Nach einem alten Wartturm, 21 Kilometer südlich Cadix, wurde ein Gefecht benannt, in dem der englische



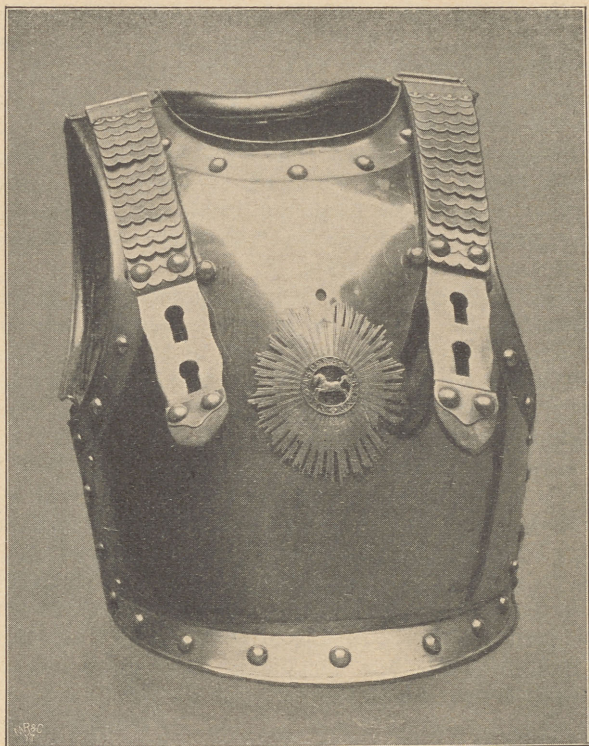
10. Helm der reitenden Artillerie.

General Graham den Angriff des an Kräften weit überlegenen Marschalls Victor zurückschlug. Zum Erfolge des Tages — des 5. März 1811 — gab eine glänzende Attacke der Husaren, besonders der Schwadron des Majors von dem Busche, den Ausschlag, während ein paar Monate später, am 25. September, das 1. Husaren-Regiment der Legion (später Garde-Husaren) sich die Siegespalme und den Ehrentnamen in blutigem Kampfe bei El Bodon errangen. Zum Schutze des Rückzuges, resp. der Deckung der Vereinigung seiner Truppen hatte Marschall Wellington ein englisches Bataillon, zwei englische Schwadronen, zwei portugiesische Batterien und das genannte Husaren-Regiment (drei Schwadronen) bei El Bodon auf einem schluchtendurchschnittenen, felsigen Bergrücken aufgestellt. Gegen dieses Häufchen führte der französische General Montbrun in drei Kolonnen eine Streitmacht von 14 Bataillonen, 30 Schwadronen und 12 Geschützen. Ihrer Übermacht sicher, marschierten die französischen Schwadronen der Avantgarde auf der Heerstraße bis dicht vor die, an der Tete, hinter der Höhe haltende Husaren-Schwadron des Rittmeisters Poten (beiläufig einer von sechs in der hannoverschen Legion als Offiziere dienenden Brüdern). Als sie auf 50 Schritte herangekommen waren, stürzte sich der tapfere Rittmeister, völlig überraschend, „mit jener Entschlossenheit und Kühnheit, welche so oft den Sieg über physische Übermacht



9. Helm der Kürassiere bis 1866.





11. Kürass der Garde du Corps.

erringen (Beamtisch II, 18.), auf des Feindes Spitze und warf die feindlichen Reiter in großer Verwirrung gegen die eigenen nachrückenden Truppen zurück. Jetzt eilte Rittmeister Bergmann mit einer zweiten Schwadron des Regiments zu Potens Hilfe vor, und in vereintem Ansturm trieben die Hannoveraner die feindlichen, in einander gedrängten Kolonnen den kaum erstiegenen Abhang wieder hinunter. Die neuen vordringenden Heerhaufen Montbruns erteilte das Los der Avantgarde, denn auch die dritte Schwadron unter Rittmeister von Gruben warf sich im Verein mit den englischen Dragonern an anderer Aufgangsstelle den feindlichen Reitern entgegen, während die englische Infanterie in Linie vorrückte und Geschütze eroberte, deren Bedienung nach tapferem Kampfe niedergehauen war. Erst nachdem in heldenmütiger Aufopferung — im Wettstreit aller Waffen — die Stellung durch mehrere Stunden gehalten war, ließ Wellington den Befehl zum Rückzuge vor dem in immer größeren Heersäulen vordringenden Feinde erteilen. Rittmeister Bergmann fiel als Held. Rittmeister Poten aber hatte dem Regimente die ehrenvolle Devise „El Bodon“ mit Verlust eines Armes erkaufte. In Wellingtons Tagesbefehl wurde der Kampf bei El Bodon als „ein ganz vorzügliches Beispiel, der Nachahmung würdig, für ähnliche Fälle“, gekennzeichnet.

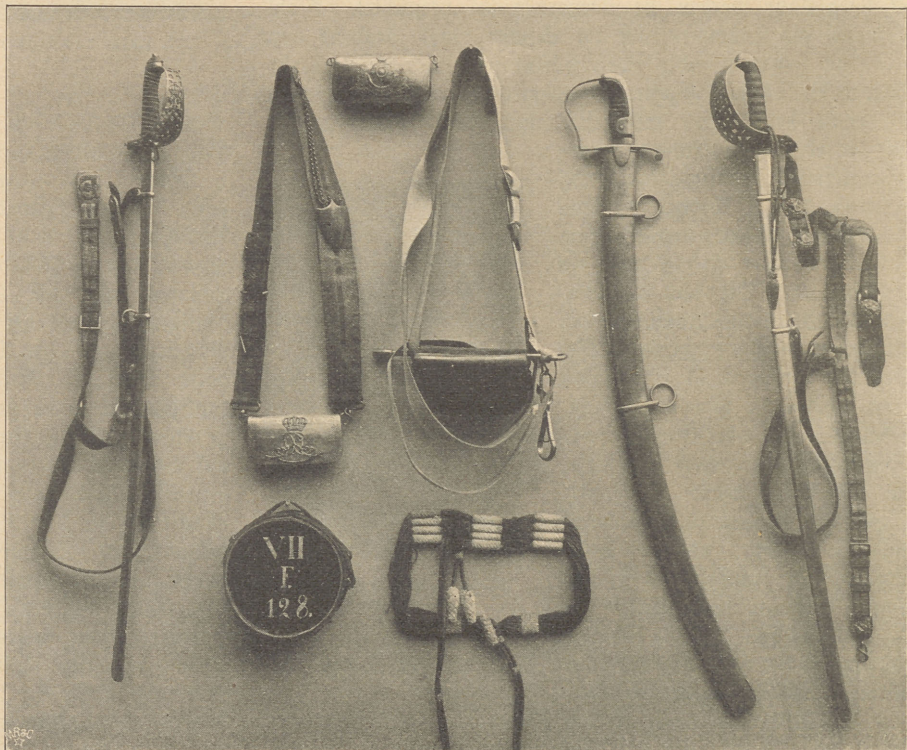
Drei Ehrennamen trägt auch das Band am Tschako des 10. Jäger-Bataillons (Abb. S. 15 unter d). Außer dem „Peninsula“ und „Waterloo“ lesen wir die Worte: „Venta del Pozo“, zu deutsch: „Wirtshaus zum Brunnen“. Seinen Ursprung aus den vier im Jahre 1803 gestifteten hannoverschen Jägerbataillonen herleitend, hat das Bataillon von den Garde-Jägern die letzte Devise ererbt. Auf S. 16 unter Abb. 6 sehen wir das Käppi

eines Korporals der Garde-Jäger. — Am 23. Oktober 1812 war das damalige leichte Bataillon der Legion unter Oberst Colin Hackett in der Nachhut der Truppen Wellingtons, die nach vergeblichem Versuche, Burgos zu nehmen, sich zurückzogen. Bei Venta del Pozo wurde die Nachhut von den Franzosen heftig angegriffen. Dem Heldennute des Bataillons gelang es, der Truppe den nötigen Vorsprung durch Festhalten des Feindes zu gewinnen.

Auf dem Sammelbilde S. 15 erkennt man ferner in den Helmadlern e und f neben den Devisen „Peninsula“ und „Waterloo“ den Namen „Göhrde“.

Diese Adler werden vom 1. hannoverschen Dragoner-Regiment Nr. 9, resp. vom Feldartillerie-Regiment v. Scharnhorst (1. hannoversches) Nr. 10 an den Helmen getragen, und die Ehrennamen sind die Erbschaft der hannoverschen Stammtuppe — Regiment Herzog von Cambridge-Dragoner und Artillerie-Brigade. Auf S. 16 Abb. 5 erkennen wir einen hannoverschen Dragonerhelm — von Stahl und schwarz lackiert — während Abb. 10 auf S. 17 den Helm der reitenden Artillerie wiedergibt. Die Fußartillerie (fahrende) trug das Käppi gleich dem der Infanterie (Abb. 7, S. 16). Der Name „Göhrde“ stammt aus einem Gefechte vom 16. September 1813 beim gleichnamigen Orte, in welchem beide Truppenteile in treuer, brüderlicher Gemeinsamkeit fochten und siegten. Schon hatten an jenem Tage die Schwadronen des damaligen 3. Husaren-Regimentes, vom Kampfesfeuer hingerissen, sich einzeln eingesetzt, schon waren zwei der Rittmeister, von Biela und von Hugo, gefallen, und den Chef der 3. Schwadron, — die Regimente zählten alle nur drei Schwadronen — von Both, traf daselbe Soldatenlos, ohne daß nachhaltige Erfolge erzielt waren, als dann endlich die Aufgabe an das Regiment herantrat, den wankenden Feind endgültig niederzuwerfen. In gemeinsamer, ungestümrer Attacke und unter heldenmütiger Unterstützung durch die reitenden Batterien Kuhlmann und Sympher, von der Kavalleriedivision Dörnberg, gelang es den Husaren (späteren Cambridge-Dragonern) die feindliche Infanterie völlig niederzureiten.

Die Namen „Peninsula“, „Waterloo“ tragen im Ehrenbande des Helmadlers (Sammelbild S. 15 unter g u. i) das Füsilierregiment General Feldmarschall Prinz Albrecht von Preußen (hannoversches) Nr. 73, das aus den hannoverschen Regimentern Garde und Nr. 7 hervorging — und das Pionier-

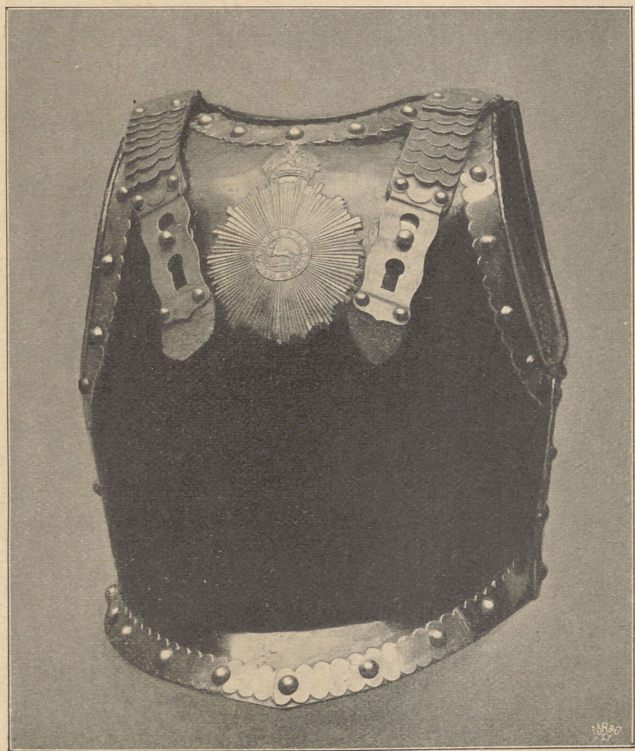


12. Hannoversche Offizierswaffen und Gibernen. Englische Husarensäbel.



bataillon Nr. 10, dem hannoverschen Ingenieurkorps seine Geschichte bis 1866 verdankend. Das Bild des Parade-Käppis eines Leutnants vom Garde-Regimente auf S. 17, Abb. 8, veranschaulicht die Anbringung der Ehrennamen.

Alle hannoverschen Truppenteile, bis auf das erst 1838 gestiftete Leibregiment, hatten am glorreichen Kampfe bei Waterloo teilgenommen, und den Erben ihrer Traditionen fiel daher auch durch Allerhöchste Gnade das Recht zu, den Namen am Helmadler zu führen, der das Ende der Knechtschaft unter französischem Joch bedeutet. Auf dem Sammelbilde S. 15 finden wir unter k den Helmadler des 2. hannoverschen Dragoner-Regimentes Nr. 16, das seine Traditionen vom hannoverschen Regimente Kronprinz-Dragoner erhielt, und unter h den Helmadler der Infanterie-Regimenter 164, 74, 165, 77, 78, die aus den 1813 gestifteten hannoverschen Regimentern 2, 3, 4, 5, 6 ihren Ursprung herleiten dürfen. Abb. 7 auf S. 16 zeigt die Anbringung des Auszeichnungsbandes auf dem Käppi eines hannoverschen Infanterie-Stabs-Offiziers.

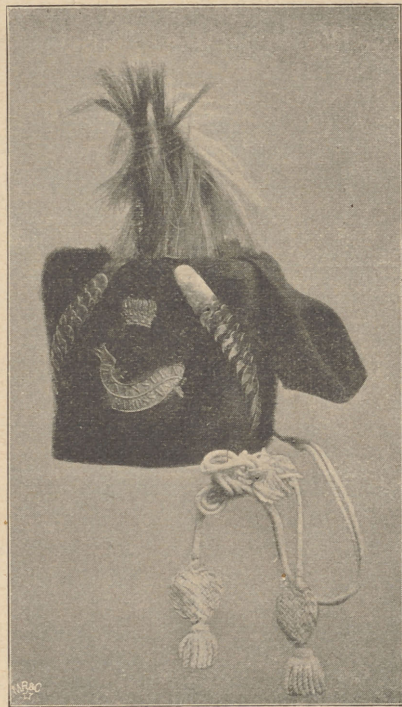


13. Gardelürassier-Kürass.

Noch ist hier einer fernerweisen Allerhöchsten Auszeichnung hannoverscher Truppen zu gedenken, die in einem um den rechten Unterarm zu tragenden blauen Bande mit dem in Gold eingewirkten Namen „Gibraltar“ besteht. Auf dem Sammelbilde S. 15 finden wir die Wiedergabe unter l.

Das Füsilier-Regiment General-Feldmarschall Prinz Albrecht (hannoversches) Nr. 73, das Infanterie-Regiment von Voigts-Rheß (3. hannoversches) Nr. 79 und das hannoversche Jäger-Bataillon

Nr. 10 tragen dieses Abzeichen, das einst, am 2. Februar 1783, nach tapferer, 3 Jahre, 7 Monate und 25 Tage dauernder Belagerung der Festung „Gibraltar“ durch die Franzosen und Spanier, vom Könige von England den drei hannoverschen Bataillonen verliehen wurde, die er für seine rein englischen Interessen hatte einschiffen und um den Besitz der wichtigsten Mittelmeerposition so lange hatte kämpfen lassen, bis diese endgültig in den englischen Besitz überging und auch darin verblieb. Die drei Bataillone, die neben der Nummer beständig die Bezeichnung „Gibraltarisches Bataillon“ führen sollten, erhielten außer dem oben bezeichneten Ehrenbande auch eigenartige Fahnen und Bärenmützen mit dem Bilde des Felsens. Zwar hörte diese Truppe auf zu existieren, als die hannoversche Armee durch die unglückliche Eilkonvention vom 3. Juli 1803 aufgelöst wurde. Aber auch der Soldatenruhm der Bataillone von Gibraltar wurde durch die gnädige Bestimmung unseres Kaisers in der neuen Armee erhalten, und das hannoversche Armeekorps, die Hannoveraner, gedenken in Dankbarkeit für alle Zeit so hochherziger Ehrung unseres niedersächsischen Stammes, in der Belebung vergangener Kriegsthaten.



14. Hannoverische Pelzmütze.

## „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus.“

Novellette von Frida Schanz.

Vom Kummer eines kleinen Jungen will ich erzählen, von einer winzigen wehen Kummerstelle in einem frischen fröhlichen Jungenherzen. Denn diese kleine Wunde hat manchmal ganz toll gebrannt.

Es war aber auch eine fortgesetzte Kränkung. —

Alle vier Geschwister Egberts waren musikbegabt. Die Eltern wußten kaum selbst, woher dieser Segen ihnen kam. Mit bescheidenem Können und viel feinem, tiefem Sinn waren sie beide selbst im Reiche der Töne zu Haus. Aber aus dieser unscheinbaren Wurzel dies reiche Blühen! Es war ihnen immer wieder wie ein Wunder, das sie mit stolzer und doch stiller Freude hegten. Keine hohen unsicheren Pläne wollten sie auf die Begabung ihrer Kinder bauen. Erwies sie sich stark genug zum Lebensberuf für eins oder das andere, so wollten sie dies dankbar begrüßen. Vorläufig waren drei der vier kleinen Musikanten aber Schulkinder wie alle anderen, weder beängstigend gute noch beängstigend schlechte. Die Musik ging nebenher, als ein Lehrzweig wie alle anderen, freilich als der allerbeglückendste. Von ihm ging ein Freuden-

und Schönheitshauch über das begnadete Haus. Das befeelte, schon echt künstlerische Geigenspiel des sonst so treuherzig kindlichen, kaum dreizehnjährigen Ältesten mit seiner siegenden Gewalt, Fritz und Elses gutes, exaktes, von angeborenem musikalischem Verständnis zeugendes Klavierspiel, ersteres ordentlich meisterlich kräftig, letzteres von perlender Geläufigkeit, förmlich von höherem Schwung und Ahnen verflärt, korrekt bis ins winzigste Notenteilchen, — eine Freude war's, es anzuhören.

Kein edler Meister wurde gekränkt bei diesen unbewußten Kinderkonzerten, — jede einfache Übungsstunde war ein solches. — Die großen Toten hätte man sich lächelnd dabei denken können im Grab.

Nun fing das fünfjährige Frümchen auch schon an, sich mit dem schlanken Zeigefinger die Sonatenmelodien der Großen merkwürdig richtig auf dem Flügel zusammenzusuchen.

Zwischen Else und dieser Kleinen aber hatte die Natur für den neuen Kraftanstoß auf musikalischem Gebiet auch absolut gespart. Und diese Lücke, — das war eben der kleine Egbert.



Dieser liebe Junge mit dem offenen Gesicht und den dunkelbraunen Zinkeräugen war so unmusikatisch wie ein Reibeisen oder ein Tischbein. Jeder Vergleich mit irgend einem der Musik völlig unverwandten Instrumente genügt. Nur daß diese Dinge nichts mit der Musik zu thun haben. Egbert aber spielte.

Im Schweiß seines Angesichts, bald dicht auf die Tasten, bald dicht auf die Noten starrend, hatte er im Laufe eines Jahres mit seinem geduldigen Lehrer, den er nur selbst an Geduld übertraf, den ersten Teil einer „Klavierschule“ durchgepaukt; dann glaubte sich der Meister aus Rücksicht auf sich und den Geldbeutel der Eltern zu einer offenen Erklärung verpflichtet.

Hopfen und Malz sei an Egbert verloren. Hier liege eine absolute Unbegabung vor, und bei des Jungen rührendem Fleiß koste die vergebliche Anstrengung auch noch kolossale Kräfte. Das einzig Vernünftige sei, Egbert höre mit den Stunden und mit der Musik überhaupt endgültig auf. Das fieberhafte Lernen und Niekönnen, das ewige Geschüttelt- und Gerüffeltwerden, wenn's auch noch so rücksichtsvoll geschah, müsse dem kleinen Kerl schließlich ein Martyrium sein. Der Junge sei dazu zu schade.

Die Vorstellungen des Lehrers fielen auf den richtigen Boden.

Alles das hatten die Eltern sich längst gesagt. Sie ahnten nur leise, was bei der Freisprechung ihres Sohnes von dem Martyrium kommen würde.

Das tiefste Gekränksein nämlich.

Egbert fand wohl, er lerne etwas schwer. Aber er fand sich absolut nicht unbegabt. Er fand von allem Klavierspiel der Welt überhaupt nur seines schön; das übrige im Haus ertönde ließ ihn völlig kalt. Sonaten, Etüden, — so

etwas war langweilig! Seine „Stücke“, zweizeilige Tänzchen, Volkslieder und Choräle, das war das einzige, was ihn von der ganzen Musik allein interessierte und auch nur, wenn er sie selber spielte; schon seines Lehrers Vorspielen hatte er dabei als störende Unterbrechungen angesehen. Wie er die Sachen spielte, — ihm gefiel's, — am besten, wenn der Lehrer weit weg war, ihn nicht ewig mit Zählen und vergeblichen Vorzeichnungen unnötig aufhielt; und doch hatte er des Lehrers Eigenheiten zu berücksichtigen sich brav bemüht, hatte die überflüssigen Tonleitern unermüdlich für ihn gepaukt, sich für ihn mit Fingerübungen herumgeschlagen! Dies der Lohn!

Die zweite herbe Kränkung seines jungen Lebens! Denn aus der Gesangsstunde im Gymnasium war der kleine Egbert auch höflich hinauskomplimentiert worden, weil er jeden Chor verdürbe durch sein gänzlich falsches Singen. Und dabei war es auch hier wie beim Klavier. Von allem Gesang gefiel Egbert nur sein eigener. Mit leidenschaftlicher Begeisterung stimmte er seine Dissonanzen an.

Die durch den Dispens von der Gesangsstunde gewonnene Freistunde konnte ihn für die Kränkung nicht entschädigen. Er verbrachte sie meist im Turnsaal neben der Aula, aus dem der Gesang der anderen zu ihm herüberströmte. Wie der Vogel in der Luft schwebte der gewandte, federleichte Junge dann irgendwo hoch oben an einem Balken oder Seil, leicht und frei; aber wie schwer ihm war, was er dabei durchlitt, wenn die draußen die Nacht am Rhein „brüllten“, wie er bewunderungslos sagte, weiß nur er.

Gut! Wenn's die Klavierstunden auch nicht länger für ihn geben soll, er mußt nicht. Das liegt nicht in seiner Art. Er nimmt sich nur eins mit seiner ganzen Jungenfestigkeit vor; das Klavierspiel gibt er nicht auf, er lernt sich selber, ohne die dummen Tonleitern und so Kinkerlitzchen.

Die anderen werden schon noch sehen, — ihr blaues Wunder.

Mehr hören mußten sie das.

Egbert, der wie ein Stoßvogel aufs Klavier zuschoß, wenn es frei war, bereitete sich seine Ohrenschmäuse aus einem gewissen Stolz am liebsten bei geschlossener Thür. Aber er spielte dafür mit kräftiger Macht, die sie nicht im Verborgenen ließ.

Die Kritik erhob sich dafür im Nebenzimmer entsprechend deutlich und laut.

„Eggy, falsch! — Au, Eggy! — Fis, Fis, Fis, mein Junge! — Das ist ja zum Ohrenzerreißen! — Scheußlich, Egbert! — Lieber guter Egbert, kannst Du jetzt nicht mal ein einziges bißchen mit mir Domino spielen?“

Die feinfühlende Elfe, der Domino schrecklich war, kleidete den Ausdruck ihrer Pein in die letztere zarte Bitte.

Und Egbert folgte ihr tiefgekränkt.

Es waren Menschen, diese seine lieben Verwandten! Nein, wirklich wahr! Wo er die Voreley jetzt so rasch spielen konnte! Das nicht schön zu finden! Ungerecht einfach! Sein Leben hätt's ihm schon wirklich verbittern können, wenn Tante Fideklee nicht gewesen wäre! —

Diese Tante — Ur-Ur-Tante hätte sie wohl eigentlich heißen müssen — sie war in eines krummen alten Frauchens dürrer Gestalt der lichte Trostengel für Egberts junge Leiden.

Sie war durch sechs unentwirrbare Verschwägerungsverwicklungen mit der Familie verwandt und verließ in jedem Jahr auf zwei Wochen ihr Fräuleinstift, um Justizrats zu besuchen. Irgendwann und wo, vor langer Zeit, von Frühlingsluft herauf und zu einem Abhang geführt, von wo auch vernünftige Menschen schon oft abgeglitten, war der jetzige Musterbürger und Mustervater einmal des da-



Die vier Temperamente. I und II. Zeichnung von H. Sperling.



mal schon angealterten Fräuleins ewiger Schuldner geworden.

Daher war ein feines Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen ihr und ihm geblieben.

Es gehörte zum Besten in seinem Leben, daß er diesem alten Geschöpf noch ein bißchen Gutes thun durfte. Um die zwei Wochen in seinem glücklichen Haus drehte sich ihres Jahres stilles Leben. Wenn sie da war, schlich sie schüchtern und bedrückt genug herum, seine beste Herzlichkeit und der Hausfrau ganzer Gütezauber konnten ihr das in den Winkeln sitzen nicht nehmen. Und doch wußte er, was er ihr war. Wenn von den alten Wohlthaten auch kein Mensch mehr sprach. Er wußte, für ihr mattes, stumpfes Leben war sein Glück Genugthuung, Stolz und Glanz.

Und Tante Fideklee, die Schüchterne, Linische, mit dem ewigen Verlegenheits Taschentuch zwischen den alten Fingern, war Egberts dankbares staunendes Publikum.

Sie verstand von Musik nicht sehr viel. Sie hörte auch nicht mehr sehr gut, sonst hätte sie wohl einmal bei den Nachtigallentönen von Ernsts Geige, die aus der Geschwister Klavierbegleitung sang und jauchzte wie aus Blütengebüsch, den Mund aufgethan.

Ob es mit einer Vorliebe für Egbert, des Vaters kleinem Ebenbild zusammenhing? Ob's eine Abart ihrer angeborenen Bescheidenheit war? Ob sie, die Arme, dem einzigen Armen in diesem Begabungsreichtum wohl thun wollte?

Jedenfalls — ihr gefiel Egberts Spiel! —

„O, wie spielst Du doch schön!“ pflegte sie mit einer gewissen Fingerfassenheit zu sagen, wenn der zweifelhafte Künstler mit einem falschen Akkord eine seiner Musikleistungen schloß.

„Mein Junge, spiel Du nun auch!“ flüsterte sie ihm zu, wenn unter dem maßvollen Beifall der Eltern ein Trio der drei Großen schönheitsvoll zu Ende gegangen war.

Und Egbert war seiner Verehrerin gern gefällig.

Stolz setzte er sich auf seinem Lieblingsplatz am Flügel zurecht zur Vorführung seiner Stücke. Zehn Volkslieder, etliche Tänze und zwei Choräle waren jetzt sein Repertoire.

Jegliche Melodie spielte er falsch.

Dafür nahm er sämtliche Begleitungen im Sturm, ungebunden von allen Behinderungen durch Taktgesetze.

Schneidend klang's in die feinen Musikhören der Seinen.

Aber Tante Fideklee lauschte verliebt und verzückt. „Möchtest Du das wohl noch einmal spielen, Egbertchen? Das war prachtvoll! Nein, wie spielst Du doch schön,“ ging ihr Lob.

Und das war Trost und Labfal für den verkannten Künstler. Er gab auf Tante Fideklees Geschmack viel!

„Mutter, ich kann jetzt ‚Lied aus Martha‘. Tante Fideklee hat's erkannt.“ —

Das war mit so rührender Genugthuung gesagt, daß die Frau Justizrat ihren Hauptmusikanten unbedingt einmal abküssen mußte, um ihr Lachen zu verbeißen.

„Die Freude läßt der sich nicht nehmen!“ dachte sie.

\* \* \*

Nein, vorläufig nicht!

Er hat Tante Fideklee bei deren letztem Aufenthalt noch musikalische Wohlthaten erzeugt, die ihr altes Herz und sein junges fester als je zusammenketteten.

Er war aber auch am traurigsten, als das Betrübende geschah, — das Fatale, mit Tante Fideklees Augen gesehen!

Tante Fideklee, die Demütige, ward plötzlich im Hause zur Aufregung verbreitenden Hauptperson.

Sie, die immer kränklich, nie krank gewesen war, erkrankte im Laufe einer Nacht bei den Gastfreunden an einer



Die vier Temperamente. III und IV. Zeichnung von H. Sperling.

Lungenentzündung, so heftig, daß jedes Transportieren aus geschlossen war.

Sie lag vier Tage in starkem Fieber und großen Schmerzen im kleinen Fremdenzimmer neben dem großen Musiksalon, winnend und sich windend, weniger unter der Körperqual als unter dem Gefühl, den Verwandten so viel Sorge, Arbeit und Mühe zu verursachen.

Alle Liebe und Güte konnte ihr das nicht ausreden.

Und doch war diese Güte aufrichtig und echt. Eine so Schwerfranke im Hause, es ist verantwortungsvoll, sehr anstrengend und unbequem; — und doch gab's hier keine Kleinlichkeit der Gedanken. Ein Etwas hob die Herzen des in Liebe einigen Ehepaares.

Das alte stille Dankgefühl gegen die bescheidene Wohlthäterin war noch einmal hell entfacht.

Das ganze Haus diente der Schwerleidenden unbewußt. Aus Respekt vor ihr war alles still, die zartesten Rücksichten herrschten, Flüstern, auf den Fußspitzen gehen. Natürlich kein Klavierspiel im Haus! Alle Stunden waren abgesagt.

Das war das Allerungewöhnlichste, das Feierliche.

Und es ward immer wunderlicher.

Die Mädchen in der Küche hatten vom Tod gesprochen. Finster kam Ernst aus dem Krankenzimmer, in das er einen Augenblick hineingedrückt.

Und das fiel alles auf Egberts Herz, so angstvoll, so schwer! Tante Fideklee, die so litt, die vielleicht sterben mußte, war ihm fremd geworden. Eine schauervolle, aufgeregte Spannung war in ihm.

Heute vollends.

Der Doktor war dreimal dagewesen. Die Mutter hatte zu Mittag geweint. Er hat's gesehen. Nun ist sie schon seit Stunden drin, Vater auch. Stumm sitzen die Geschwister am Esstisch. Nur Federkrigeln, Bücherseitenknistern ertönt.



Da, — die Mutter kommt herein!

Sehr blaß, dabei so glänzend ihr Gesicht, so eigen.

Alle Kinder springen auf.

„Es ist geschehen!“ denkt Egbert, und wie eine fremde kalte Hand greift's an sein kleines Herz.

Aber nein!

„Egbert,“ sagt die Mutter sanft, geht gerade auf ihn zu und legt die Hand auf seinen Kopf. „Egbert, die Tante läßt Dich um etwas bitten! Du sollst ihr etwas vorspielen, sie sehnt sich danach.“

Mit unglaublichem Entzücken sieht Egbert seine Mutter an. Spielen? Das klingt wie Genesung! Wundervoll!

„Ihren Lieblingschoral, Eggi, Befiehl Du Deine Wege.“

Erstaunt ahnungsvoll sieht Bruder Hans Else an.

„Mutter, soll ich nicht?“ fragt er dann stockend.

„Nein, Eggi soll!“ sagt die Mutter bestimmt. „Sie wünscht es so.“

Und Egbert ist höchbeglückt.

Er stürzt nach dem Flügel. Seine Klavierschule mit den vom Blättern zermürbten Seiten heraus! Und nun los! Jeden Akkord probiert er erst einmal. Nein, so nicht! So geht's! Jetzt kommt Schwung. Und leidlich richtig hört man wirklich die Chormelodie. Er schließt mit einem Sechsklang etwas auseinanderlaufender Töne.

Ihm gefiel's!

Und o Freude! Die Mutter kommt aus Tante Findeklee's Schlafzimmer jetzt lächelnd zurück, — die Augen dabei voll Thränen. „Eggi,“ sagt sie. „Und nun rasch noch eins. Es war', herrlich gewesen, läßt die Tante Dir sagen. Nun noch ein Fröhliches! Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus' sollst Du ihr spielen!“

Das freut ihn! Da sauste Meister Egbert los!

„Muß i denn“, — das war sein Leibstück! Das nimmt er immer im Sturm. Kopfüber, kopfunter purzeln die Noten. Holterdipolter! Melodie und Begleitung in argem Zwiespalt. Aber immer fröhlich weiter, weiter — —

Bis sich der Mutter sehr kühle Hände auf einmal weich

und zart von rückwärts auf seine schmalen heißen Wubengangen legen, bis ihre Stimme flüstert: „Nun hör auf, lieber Junge, nun ist's genug!“ so leise, so hauchleise — —

\* \* \*

So leise ist ein paar Tage alles im Hause zugegangen.

Tante Findeklee ist gestorben.

Unter Egberts: „Muß i denn, muß i denn“ ist sie eingeschlafen. Nicht schmerzvoll. Fröhlich und leicht!

Die Mutter hat den Kindern gesagt, einen so schönen Tod habe sie nie gesehen. Es sei gewesen, als fühle sie genau, nun ginge es in ein viel schöneres Land.

Bei diesen Worten sahen alle Kinder ehrfürchtig Egbert an. Beschämt und gehoben von der Ehre stand er da. Ihm war's bei der Verkündigung von Tantes Tod, als falle er hundert Klaster tief, um dann tausend Meilen in die Höhe zu schweben.

Sein Spiel, das hatte alles so schön gemacht.

Etwas Sinniges, Unnahbares war um den kindlichen Jungen in den nächsten Tagen. Er wurde auffallend höflich, zart und freundlich von allen behandelt.

Dann ist aber alles wieder geworden, wie's früher war. Alles im Hause kam wieder ins alte Gleis.

Und doch — etwas hat gefehlt.

Nicht zum Schaden der feinen musikalischen Ohren!

Es war nur Egberts prachtvolles Klavierspiel!

Er mochte nicht mehr. — Und er konnte sich selbst nicht recht erklären, warum er nicht mehr mochte.

Vielleicht war's ein zu feierlicher Schauer im Genuß. Vielleicht die undeutliche Überzeugung, daß er es zu höheren Ehren in seiner Karriere nicht bringen konnte, als er's gebracht. — Energisch, wie er war, ohne viel Aufhebens, hat er Schluß gemacht.

Seine reiche Begabung lag auf ganz anderem Feld. Die ist ihm bald danach aufgegangen, und ihr hat der tüchtige Junge mit bestem Erfolg seiner Jugend angestrenzte Kraft gewidmet.

## Ophir, das Goldland Salomos.

Von Albert Kersting.

Afrika war bis vor wenigen Jahrzehnten für uns Europäer noch ein großes Rätsel. Obwohl zur „Alten Welt“ gehörig, war es lange nicht so bekannt, als das erst viel später in unseren Gesichtskreis getretene Amerika. Zwar ist an der Nordostseite des Kontinents eines der ältesten Staatengebilde, welche wir kennen, Ägypten, entstanden, zwar wurde die Nordküste, da sie an das Mittelmeer grenzte, frühzeitig hineingezogen in die Kämpfe der Mittelmeervölker — aber diese Umstände haben einen kaum irgendwie nennenswerten Einfluß auf unsere Kenntnis vom „dunklen Erdteil“ geübt. Hinter den phönizischen, griechischen und römischen Kolonien am Mittelmeer erhob sich ein weites Wüstenmeer, die Sahara, welche die Eroberer der Küstenränder davon abschreckte, weiter in das Innere vorzudringen. Im Altertum wußte man eigentlich nur, daß der Nil tief in Afrikas Innerem entspringe. Noch 161 n. Chr. erklärte der Geograph Ptolemaios: südlich vom Kap Delgado (wahrscheinlich das von ihm genannte Kap Prajum) verbreitete sich Afrika wieder und hänge mit Asiens Ostküste durch eine große Landbrücke zusammen.

Die Eroberungen der Araber im Mittelalter haben unserer Kenntnis von Afrika nur wenig genügt. Selbst die Entdeckungen der Portugiesen bezeichnen keinen Beginn einer neuen Epoche in der wissenschaftlichen Erforschung Afrikas. Im Grunde genommen bedeutete das Land ihnen nur eine Etappe auf der Fahrt nach dem ersehnten Indien. Da der Weg bis dahin für die damalige Schifffahrt sehr lang und zugleich gefährlich war, mußten sie Stützpunkte und Zwischenhäfen haben. Diese boten ihnen Afrikas Ost- und Westküste in reichlichem Maße. Weiter hinein drangen nur sehr selten einzelne Trupps.

So blieb es bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts. Um 1800 herum drangen die ersten wissenschaftlich gebildeten Europäer in die afrikanische Wildnis ein. Je mehr nun die einzelnen Teile des Kontinentes erschlossen wurden, desto mehr Rätsel haben sie uns aufgegeben. Verwickelt sind die Fäden, die uns Aufschluß geben sollen über Afrikas Vorgeschichte. Und eines der schwierigsten Probleme in dieser Hinsicht bieten uns die großen Ruinenfelder, welche man im Südosten des Erdteils, speziell in Britisch-Maschonaland gefunden hat.

Diese Ruinen bilden einen der imposantesten Reste, die uns aus

Afrikas vorgehichtlicher Zeit erhalten sind. Sie sind zum größten Teile durch Feuer vernichtet. Und die ganze Verfassung, in der man sie gefunden hat, läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß ihrer Zerstörung ein erbitterter Kampf vorausgegangen sein muß, in dem die alten Erbauer unterlagen. Man kann noch jetzt beobachten, wie sie sich gegen die andringenden Feinde verteidigt hatten. Die Eingänge zu den befestigten Plätzen sind gefüllt mit großen Felsblöcken, welche dem Vordringen der Angreifer wehren sollten. Aber diese haben endlich doch den Sieg behalten. Die alten Bewohner sind wahrscheinlich bis auf den letzten Mann niedergemacht worden. Eine neue Bevölkerung hat sich auf den Trümmern niedergelassen. Auch sie hat später anderen Gegnern weichen müssen. Aber die alten Ruinen sind erhalten, ein sprechendes Wahrzeichen dafür, daß hier einst vor vielen Jahrtausenden ein Kulturvolk gelebt hat.

Schon zur Zeit der Portugiesenherrschaft waren dunkle Gerüchte von den Bauten im Innern an die Küste gelangt. Die Schriftsteller dos Santos und de Barros kennen schon den Namen der Ruinenstelle Simbabwe. Wiederentdeckt sind sie aber erst 1871 durch Karl Mauch, der sie eingehend beschrieben hat. Die zur Zeit bekannten Reste verteilen sich über einen Streifen innerhalb von Britisch-Maschonaland, der sich vom 16.—22. Grad südl. Breite und vom 32.—34. Grad östl. Länge erstreckt. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß sich weiter im Innern noch viel mehr befinden. Das Trümmerfeld hat seine nördlichste Grenze am Sambesi-Fluß. Nördlich davon sind keine Ruinen mehr gefunden. Von dort ziehen sie sich hinab bis zu den Flüssen Sabi und Lunde, wo wir auf die größten Bauten stoßen.

Hier liegt an einem rechtsseitigen Nebenflusse des Sabi das schon erwähnte berühmte Simbabwe (Simbabwe; d. h. „Hauptlingsitz“ in der Sprache der dort wohnenden Kaffern). Wie alle anderen festen Plätze in diesen Gegenden, war es angelegt zum Schutze der Goldgräber. Der Reichtum des Landes an edlen Metallen ist der Grund gewesen, daß sich fremde Völker hier niedergelassen haben. Überall trifft man auf alte Minen, die, wie uns bezeugt ist, noch in der späteren Zeit der Kaffernherrschaft ausgebeutet wurden. Es sind hauptsächlich Gold- und Eisenminen; am Oberlaufe des Sabi hat Karl Peters aber kürzlich auch eine ganze Reihe weithin sich erstrecken-



der Kupferminen entdeckt. Von den Eingeborenen wurde ihm sogar erzählt, der größere Teil von ihnen befände sich auf dem anderen Ufer. Überall in der Nähe der Minen hat man Schmelzgefäße und Schmelzöfen mit gewaltigen Aufschüttungen von Quarz gefunden. In manchen Scherben haftet sogar noch eine Spur goldschimmernden Metalls. Um das zum Bergbau nötige Wasser zu erhalten, sind meilenweit Wasserleitungen in die Felsen gebaut worden.

Es ist also die Sucht nach dem Golde gewesen, welche die fremden Eindringlinge hierher geführt hat. Um sich gegen die feindlichen Bewohner der Umgegend, wahrscheinlich eine kleingestaltige, buschmannähnliche Bevölkerung, zu schützen, legten sie dann diese gewaltigen Festungen an. Charakteristisch ist für diese, daß alle Bauten die Form eines Kreises zeigen, innerhalb dessen ein zweiter kreisförmiger Ring herumläuft. So ist auch das genannte Simbabwe, wenigstens der untere Teil, angelegt. Dieser liegt am Fuße eines hohen Granithügels. Er ist aus mächtigen, unbauenen Steinen aufgeführt, ohne jede Zuhilfenahme von Mörtel. Im Innern des zweiten Kreises ist ein förmliches Labyrinth gebaut, das zum großen Teil in Trümmern liegt. In seiner Bedeutung noch nicht erklärt ist ein großer Turm, den man ähnlich auch in den anderen Trümmern gefunden hat. Auf der Spitze des Hügel verlaufen bis 100 Meter lange und 10 Meter hohe Mauern, welche ganz in derselben Weise errichtet sind, wie die am Fuße desselben.

Nördlich vom Sabifluß liegt das weite Hochland von Injange, das von chlopiischen Bauten und alten Minen vollständig übersät ist. Über die Berge ziehen sich riesenhafte Treppen, so daß sie nach Karl Peters das Aussehen von Zebras haben. Die in Ruinen liegenden Städte haben hier teilweise ein Durchmesser eine Ausdehnung von drei Kilometern. Merkwürdig sind gewaltige Schachte, welche in den Boden getrieben sind. Bedeckte unterirdische Gänge vermitteln den Zugang zu ihnen. Die letzten Ausläufer der Ruinenfelder finden sich am Gavareß und Ruensa, zwei Nebenflüssen des Sambesi, wo auch in der neuesten Zeit wieder große Goldfelder aufgedeckt sind. Westlich von ihnen liegt die Ruinenstelle Fura, südöstlich das an alten Bauten ebenfalls reiche Manikaland.

Damit haben wir einen allgemeinen Überblick über das ganze Ruinengebiet, soweit es bekannt ist, gewonnen. Es fragt sich nun, wen wir als Erbauer derselben ansehen sollen. Daß kein sogenanntes „Naturvolk“ dieserorts angelegt haben kann, ist klar. Überall in den Ruinen tritt uns eine hohe Kulturstufe entgegen. Damit scheiden also die Ureinwohner Südafrikas von vornherein aus. Es bleiben nur die am Rande des Indischen Ozeans in Asien und Afrika sitzenden Kulturvölker übrig. Und wenn man alle Tatsachen sorgsam gegen einander abwägt, und besonders den Umstand in Betracht zieht, daß uns so wenig Bildwerk in den Ruinen erhalten ist, so ist die Hypothese am einleuchtendsten, welche G. Schlichter und nach ihm Dr. Karl Peters aufgestellt haben: wir haben es hier mit einer semitischen, speziell sabäisch-phönizischen Epoche Südafrikas zu thun. Im Wesen der Semiten aber ist die Abneigung gegen alle Abbilder scharf ausgeprägt, wie wir das später im Islam wieder sehen.

Der Charakter der vorgefundenen Gerätschaften zum Bergbaubetrieb ist zweifellos semitisch. Sie ähneln denen, welche man in den phönizischen Minen distrikten von Cornwallis und Sardinien gefunden hat. Auch haben sich in einzelnen Namen Anklänge an eine verschwundene Sabäerzeit bis heute erhalten: so in dem des Flusses Sabi, in Ruapi, verschiedenen Massaba (Massapa) u. a. m. In dem Namen der schon genannten Ruinenstelle Fura liegt nach Karl Peters' Ansicht eine Verkrümmung des Wortes „Dphir“ vor. Er erklärt Südafrika für das biblische Dphir, das Ufer der Südaraber und Phönizier. Ja, er geht so weit, aus diesen Worten das lateinische Adjektiv africanus abzuleiten, von dem unser „Afrika“ herkommt; und diese Ansicht hat viel für sich. Vor allem wird durch seine Hypothese der Streit, wo das Dphir der Bibel gelegen hat, meines Erachtens gegenstandslos.

In der Bibel wird an verschiedenen Stellen (1. Kön. 9, 26—28; 10, 11; 2. Chron. 8, 17, 18; 9, 10) erzählt, daß König Salomo zusammen mit König Hiram von Tyrus Schiffe nach dem Lande Dphir ausgerüstet habe, welche ihm von dort Gold, Ebenholz und Edelsteinen gebracht hätten. Nun ist erwiesen, daß die Phönizier schon früh in den Indischen Ozean hinausgefahren sind. Daß sie kühne Seefahrer waren, welche selbst eine Reise um Afrika herum nicht scheuten, ist bezeugt durch die Umseglung des dunklen Erdteils durch phönizische Schiffer zur Zeit des ägyptischen Königs Necho. Dazu kommen die schon genannten Anklänge der südafrikanischen Namen an eine phönizisch-sabäische Epoche. Phönizier und Sabäer sind ja, wie bekannt, eng miteinander verwandt.

Ferner erinnern zahlreiche Umstände daran, daß die fremden Eindringlinge dem Sonnendienst gehuldigt haben müssen, was wieder sehr gut auf Phönizier und Sabäer paßt. Im Distrikt Mjanga fanden sich noch einzelne Spuren davon, so merkwürdige Steingehege und kleine Obelisken. Dr. Schlichter hat in der Nähe des genannten Simbabwe einen riesigen Opferstein gefunden, auf dem mit größter Genauigkeit die Bilder des Tierkreises eingezeichnet waren. Wie Peters mitteilt, sollen auch die heute südlich des Sambesi wohnenden Makalanga Reste eines früheren Sonnendienstes bewahren. Der Name bedeutet schon „Söhne der Sonne“. Sie verehren den Ka-Bulu, welcher nach ihrem Glauben das Feuer spendet hat, und dem Hügel und Höhlen geheiligt sind. Im Hause seiner Priesterin brennt ein ewiges Feuer. Alljährlich Ende Juni, zur Zeit der Winter Sonnen-

wende, müssen alle Feuer im Lande der Makalanga verlöscht und an diesem heiligen Feuer wieder entzündet werden. Auch meint Peters, der Bestandteil Bulu in Ka-Bulu (d. h. „großer Bulu“) sei aus Baal (resp. Belus) verstümmelt. Wenn sich dies wirklich nachweisen ließe, so hätten wir darin ein wichtiges Zeugnis für eine einstige Verbreitung des Baaldienstes in diesen Gegenden.

Um das noch einmal kurz zu erwähnen, wird jedesmal, wenn in der Bibel von den Dphirfahrten die Rede ist, ausdrücklich gesagt, daß die Schiffe in erster Linie ausgesandt wurden, um Gold zu holen. Ebenholz und Edelsteine werden nur nebenbei genannt. Die meisten der in Südafrika gefundenen Minen sind aber, wie gesagt, zum Abbau von Gold angelegt. Übrigens sollen kürzlich am oberen Umbumbumbu auch solche auf edle Steine, speziell Diamanten, gefunden sein, so daß man an dem Nennen von „Edelsteinen“ keinen Anstoß mehr zu nehmen braucht. Nach allem dem kann es kaum mehr zweifelhaft sein, daß wir Dphir in Südafrika, und zwar in dem heutigen Maschonaland zu suchen haben.

Die Dphirfahrten sind nach der gewöhnlichen Annahme um 1000 v. Chr. anzusetzen. Um diese Zeit gehörte also Südafrika zur phönizisch-sabäischen Welt Herrschaft. Nach dem Wortlaute der Bibel und den ganzen Verhältnissen ist aber anzunehmen, daß es schon viel früher (ungefähr zwischen 1400 und 1100 v. Chr.) von den Phöniziern resp. Sabäern in Besitz genommen ist. Die Phönizier tauchen als verhältnismäßig junges Volk in der Geschichte des Orients auf. Auch die Sabäer sind nicht weit zurückzuverfolgen. Als sie in unseren Gesichtskreis treten, hatten andere Reiche, wie Ägypten und Babylonien-Assyrien, schon lange ihren Höhepunkt überschritten. Da ist die Frage wohl nicht so unangebracht, ob nicht vor der phönizisch-sabäischen Herrschaft ein anderes Volk des alten Orients Südafrika besessen hat, dessen Erbe dann Südaraber und Phönizier antraten.

Schon seit längerer Zeit war es aufgefallen, daß die Frachten, welche die Schiffe von Dphir heimbrachten, eine große Ähnlichkeit mit den Frachten aufwiesen, die die alten Ägypter aus dem von ihnen „Punt“ genannten Lande bezogen. Über die Lage dieses Landes hat bis jetzt derselbe Streit geherrscht, wie über die Frage, wo man Dphir zu suchen hat. Auch Punt hat man an alle nur möglichen Gestade des Indischen Ozeans verlegt, genau wie das Goldland Salomos und Hiram. Zuletzt ist man auf Arabiens Südwestküste hängen geblieben. Dieser Annahme widerspricht aber sehr viel. Es sind uns Darstellungen erhalten, welche die ägyptische Königin Hatschepsut (um 1500 v. Chr.) zur Erinnerung an die von ihr ausgesandten Puntfahrten an den Wänden des Tempels von Deir-el-bahri (zu Theben in Oberägypten) hat anbringen lassen. Außer den Bewohnern von Punt und ihren Häusern erblicken wir da die Ankunft und Landung des ägyptischen Geschwaders an der Küste. Von den Schiffen fährt ein Rahn, welcher wohl die Tauschobjekte trägt, an das Ufer und wird dort an Bäumen festgelegt, die am Gestade wachsen. Auch die Befrachtung zweier Schiffe ist weiter unten dargestellt. Unter den dabei abgebildeten Produkten befinden sich solche, die nur aus einem tropisch-afrikanischen Landstrich gekommen sein können; z. B. sehen wir dabei Giraffen und Paviane. Auch zeigt die Küste, an welcher die Puntfahrer anlegen, ein typisch tropisches Land. Von den Mineralschätzen, welche die Flotte nach Hause bringt, werden besonders wieder und immer wieder erwähnt Gold und Kupfer, also gerade diejenigen, welche in so hervorragendem Maße, wie es uns von keinem anderen Land berichtet wird, in Südafrika ausgebeutet wurden.

Außerdem sind in nächster Nähe der Ruinen kürzlich Buchmannszeichnungen aufgefunden, welche nach Ansicht bedeutender Ägyptologen außerordentlich von der ägyptischen Malweise beeinflusst sind. Schon Eduard Glaser hatte Maschonaland für einen Teil des Landes Punt gehalten. Karl Peters geht weiter. Nach seiner Meinung ist in dem Namen des heutigen Ories Sophala das Wort Dphir (resp. Afer) mit Vorlegung des altägyptischen Präfixes sa (d. h. Land) enthalten\*), so daß hier auch philologisch ägyptischer Einfluß nachzuweisen wäre. Die Hypothese an sich ist freilich außerordentlich kühn. Doch sprechen zu ihren Gunsten noch weitere Umstände. Peters hat auf seiner neuesten Reise durch Maschonaland dort am Ufer des Sambesi eine offenbar von altägyptischen Künstlern hergestellte Figur gefunden, welche Prof. Hünders-Petrie für eine Uschebti (= d. h. „Antwörter“) Figur des Königs Thutmosis III. hält, der 1481 v. Chr. auf den Thron Ägyptens als Nachfolger seiner Mutter Hatschepsut kam. Dr. Peters hält die ganze Ostküste Afrikas, von Abessinien bis zur Mündung des Sabi hinab, für Punt.

An sich wäre die Tatsache, daß die Ägypter ihre Fahrten so weit südlich ausgedehnt hätten, nicht verwunderlich. Doch ist wohl die Frage, ob die Ostküste Afrikas das alte Punt ist, noch nicht zur Beantwortung reif. Unmöglich ist es, wie gesagt, nicht. Die früheste Punt-Expedition wird unter dem König Sanch-kara genannt, dessen Regierungszeit noch nicht genau bestimmt ist. Seine Dynastie, die sogenannte elfte, ist zwischen 2500 und 2000 v. Chr. anzusetzen. Daraus sieht man, daß, wenn wir Punt in Südafrika zu suchen haben, letzteres von den Ägyptern schon sehr früh besucht sein muß. Zwischen 1400 und 1200 haben sie es beim Verfall ihres Reiches an die Phönizier und Sabäer verloren. Unter deren Herrschaft hat es als Dphir dann seinen Weltruf bekommen, als dasjenige Land, aus welchem die Schätze eines Salomo stammten.

\*) R und L sind zwei Laute, welche in manchen Sprachen sehr leicht verwechselt werden. In der altägyptischen Hieroglyphenschrift werden sie ursprünglich nur durch ein Zeichen wiedergegeben.



# Familientisch. — Sammler-Daheim.

## Bu unseren Bildern.

Ein Frühlingstag in Karlsdorf, dem Städtchen der Sportwelt und aller, die sich für die Freuden des edlen Turf interessieren! Georg Koch stellt in seiner gewandten, flotten Weise auf dem buntenfarbigen, hell durchgezogenen Bilde eine Scene vom Sattelplatz jenes berühmten Rennortes dar. Offiziere und Gewohnheitsbesucher der Rennplätze mit ihren Damen, geschart um einen Jockey, der soeben als Sieger vom grünen Felde wiederkehrt.

Ganz allerliebste hat der bekannte Hundemaler H. Sperling die vier Temperamente in Dachshundgestalt verbildlicht. Wir brauchen dem verehrten Leser wohl nicht nachzuhelfen, wo der Choliker, wo der Sanguiniker und wo Melancholiker und Phlegmatiker zu finden sind. Die drolligen Hundeköpfchen sind mit sehr feiner, liebenswürdiger Charakteristik wiedergegeben, und man kann sie nicht ansehen, ohne sich über sie zu amüsieren.

Prächtig, wie eine dunkle Centifolie, ist die schöne Sevillanerin des Düsseldorfers Karl Sohn, die unsere Kunstbeilage zielt. „Mit Bändern und seidenen Gewändern“ geschmückt, schaut sie etwas herausfordernd unter dem Kopfschmuck hervor, eine Rose in der Linken, Raftagnetten zu ihren zierlichen Füßen.

## Bismarckenien.

(Siehe Sammler-Daheim Nr. 27, 1898; Nr. 26, 1900; Nr. 27, 1900.)

Die Bismarck-Medaillen bilden in den numismatischen Verkaufskatalogen der letzten Zeit eine stehende Rubrik. Manche der Bismarckgeprägten gelten als ziemlich selten, namentlich solche, die noch vor der Hochflut der Gelegenheitsprägungen, also etwa vor dem Jahre 1885, geschlagen worden sind. So hatten und haben Abschläge der Bismarck-Bismarckstempel, namentlich in Silber, recht anständige Verkaufspreise und waren heiß begehrt. Es fiel auf, daß in den letzten Jahren Angebote stempelglänzender Exemplare merklich häufiger vorkamen. Die Erklärung ist leicht: Bismarck war Medailleur in Genuß, seine Stempel verblieben dort nach seinem Tode; als Bismarckmünzen im Preise stiegen, suchte man die alten Stenzen hervor, polierte sie auf und fertigte Neuaufschläge für Jedem, der solche bestellte. Expert für dieselben ist Dr. Labé in Genuß. — Klar ist es, daß Neuaufschläge von alten Stempeln nie den Wert gleichzeitiger Abschläge haben; können man erkennt die Neuaufschläge an leichten Nachprüfungen, die in Bronze außerdem noch an der Patina.

Auch von der Kanossa-Medaille, die der Graveur Lorenz in Hamburg im Jahre 1872 prägte, sind die tadellosen Stempel noch vorhanden, und Neuaufschläge werden sehr häufig auf Bestellung von Händlern gefertigt (das Exemplar in Silber zu 8 Mark durch H. Lorenz & S., Gr. Bäderstraße in Hamburg). Die Neuaufschläge dieser Medaille tragen auf der Rückseite in kleiner Schrift: J. Lorenz f. Hamburg. Die Erstgeprägten zeigen diese Inschrift nicht.

Auch von der schönen, bei Gelegenheit des 80. Geburtstages des Fürsten von Bd. Hildebrandt modellierten Denkmünze (Dah. Nr. 27, 1898) gibt es zwei Editionen, die eine erschien am 1. April 1895, die zweite beim Tode Bismarcks. Bei der ersten liegt die Zeichnung der Kopfseite und der Rückseite in demselben Sinne, bei der zweiten in entgegengesetztem, d. h. man muß die Kopfseite von vorn nach hinten drehen, um die Rückseite in richtiger Lage zu erhalten.

Meine Spekulationsware sind die vielen, jetzt auftauchenden sogenannten historischen Bismarckmedaillen, meist in Klappenform. Wer sehen will, wie viel damit geleistet wird, lasse sich von Strélin in Genuß Nr. 9 des „Supplément du Journal des Collectionneurs“ kommen. Auf der Hauptseite tragen diese Klappen gewöhnlich die Wüste Bismarcks, auf der Rückseite aber alle möglichen schönen Sachen: Wirkung des Monopolnavigations, — Rückkehr der Jesuiten nach Berlin, — Mitglied des Vereins gegen Verarmung der Bierbrauer u. a., am häufigsten „das Urteil des Papstes in der Karolinenfrage“. — Alle diese Fettsachen, ohne Bild und Sinn, haben im Grunde mit Bismarck gar nichts zu thun. Als nach dem Tode des Kanzlers die Nachfrage nach Bismarckstücken stieg, benutzte man vorhandene, satirisch sein sollende Stempel, um mit diesen und mit falschen Bismarckkopfen neue „historische“ Bismarckgeprägten zu schaffen. — Die ursprüngliche Klippe

auf das Urteil des Papstes in der Karolinenfrage zeigte auf der Vorderseite den Papst im Ornate, eine Anzahl langgezogener weiblicher Karolinen segnend, daneben: Schiedsspruch in der Karolinenfrage. Die Rückseite trug den Spruch: E Bissele Lieb | und | E Bissele Treu | Und E Bissele | Falschheit | Isch | Alleweil dabei. — Und solchen wüsten Unfug bringt man mit Bismarck in Verbindung. Die Verehrer des Kanzlers sollten Derartiges einfach nicht kaufen und durch Negation die Spekulationsware unmöglich machen.

Anders dagegen verhält es sich mit den zahlreichen Stempeln, die der verstorbene Graveur Oskar Bergmann in Hamburg auf Ereignisse im Leben des Fürsten schnitt: sie umfassen einen Zeitraum von fast zwanzig Jahren und bilden in ihrer Gesamtheit eine ziemlich vollständige historische Übersicht aller wichtigen Gebetslagen im Leben des Fürsten, aller Beweise von Liebe und Verehrung, die er in den letzten Lebensjahren seitens des deutschen Volkes erhielt.

Bergmann war ein glühender Bismarckverehrer, der nicht leicht ein den Kanzler betreffendes Ereignis vorbeigehen ließ, ohne es in Erz festzulegen. Oft mußte er stichtig arbeiten, daher können seine Stempel nicht immer als Kunstwerke gelten. Sauerheit in der Ausführung ist aber allen eigen. — Für die Vorderseiten benutzte er gewöhnlich eines von drei vorhandenen Bismarckporträts, die Rückseite beschaffte sich dann mit dem jeweiligen Moment. Wenige der Bergmannschen Bismarckmedaillen wurden auf feste Bestellung gefertigt, die meisten waren Kinder des Augenblicks, und da Bergmann keine Schätze besaß, mußte er oft von einem Stempel die Gravierung abschleifen, um eine neue einschneiden zu können. Daher sind manche seiner Bismarckgeprägten wirklich selten, gemein ist keines, denn von den noch vorhandenen Stempeln wurden keine Neuaufschläge für den Münzenhandel gefertigt.

Bekannt sind: 1) Zwei Stempelvarianten auf das zehnjährige Jubiläum des Friedens zu Frankfurt 1881; 2) Erinnerung a. d. Kaiserantritt 1886; 3. u. 3a) Medaille a. d. 70. jähr. Geburtstag und a. d. 50. jähr. Amtsjubiläum; 4) 75. Geburtstag 1890; 5) 1. April 1891: Hamburgs Ehrenbürger — Zum 76. Geburtstag — Die Fackelträger (3 Var.); 6) 18. Juni 1892: Huldigung der Stadt Dresden; 7) 24. Juni 1892: Huldigung der Substanten zu München; 8) 30. Juli 1892: Huldigung der Stadt Jena; 9) 1. April 1893: Die Schleswig-Holsteiner in Friedrichsruh; 10) 18. Juli 1893: Die Westfalen in Friedrichsruh; 11) 27. August 1893: Frankfurter in Kitzingen; 12) 20. Jan. 1894: Verhöhnung in Berlin; 13) 19. Febr. 1894: Der Kaiser in Friedrichsruh; 14) 1. April 1894: 79. Geburtstag; 15) Juli 1894: Braunschweiger in Friedrichsruh; 16) 23. Sept. 1894: Westpreußen in Barzin; 17) 1894: Westfalen in Barzin; 18) 16. Dezbr. 1894: Posener in

maler, Bismarck-Türme und Steine ausgegeben werden, die Schwierigkeiten, die es macht, ältere Blätter jetzt noch zu beschaffen, wie z. B. die Erinnerungskarten an den Bismarck-Kommers in der Philharmonie-Berlin am 30. März 1901, lehnen, daß es weise ist, rechtzeitig einzulegen. — Eine glänzende Ausbeute interessanter und stets seltener werden Bismarckentien liefern in- und ausländische Zeitungen und Zeitschriften. Alte Originale zwar spürt man nur ab und an noch im Altentstam von Büreaus auf, aber auch neue Sachen, wie der Kladderatsch vom 2. Juni 1901, haben bleibenden Wert.

## Notizen.

**Goldene Ohrringe** aus griechisch-römischer Zeit befinden sich im Museum zu Kairo. Die ältesten sind halbmondbörmig, glatt oder mit einem äolischenförmigen Aufschlag aus Goldblech versehen. Oft ist die Oberfläche des Goldes durch eingravierte Ornamente verziert. Die kostbarsten Ohrringe sind glatte Ringe, die in der Mitte eine Pyramide aus Goldblech tragen. Auch Ohrringe mit Tierköpfen sind vorhanden, die Stiere, Bode und Löwen zeigen. T. V.

**Eine „Alteutsche Kaiser Hofart-Postkarte“**, entworfen von M. Wagner in Kassel, gedruckt von M. Bruckmann in München, ist in einer einzigen Auflage von 10000 Stück bei Dr. Winterstein in

Kassel erschienen und nur von diesem zu beziehen. Dieselbe zeigt Kaiser Barbarossa mit erhobenem Reichsschwerde, im Hintergrunde den Kaffhäuser, von Raben umkreist, und die Wappen aller Staaten deutscher Zunge.

**Motive alter kunstgewerblicher Arbeiten** werden häufig für die moderne Dekoration verwertet. So soll — kaum ist es glaublich — eine Bildescheimer Tapetenfabrik das Muster des berühmten Bernward-Gewandes als Vorlage für Zimmertapeten verwendet haben. Die „Casula Sancti Bernwardi“, das Messgewand, mit welchem bekleidet der künftige Bischof Bernward von Hildesheim im Jahre 1022 ins Grab gelegt wurde, zeigt als Musterbild einen Lebensbaum, zu dessen Seiten zwei Vögel stehen, welche den Früchten des Baumes zugewandt sind. Dazwischen befinden sich orientalische Motive in organischer Umgestaltung, welche darauf hinweisen, daß das Gewand ein Produkt frühmittelalterlicher, abendländischer Kunstweberei ist, entstanden in einem Lande, welches in enger Beziehung zum Orient gestanden haben muß. — Sammler alter Muster werden gern eine Rolle der fraglichen Tapeten erblicken.

**Ein zwei Jahrhunderte altes, feilbares Billard** wurde kürzlich in London verkauft. Es gehörte ursprünglich Ludwig XIV., ging später in den Besitz Napoleons I. über und gehört jetzt den Herren Orme & Sons. Dieses historische Billard ist kleiner als ein englisches Billard. Es ist aus einem 10 Centner schweren Eichenbrett gearbeitet und mit blauem Tuch bezogen. Der Rahmen ist aus Rosenholz, und die sechs Billardlöcher sind Bronzereproduktionen von Dachrinneformen, die die Ziffern darstellen. Wenn der Ball hineinfällt, sent sich der Unterfieber derselben und man findet ihn dann im Rahmen wieder.

**Als kleinste Säugtier** gilt die Zwergspitzmaus. Das kleine Wirbeltier der Erde soll jetzt, wie die Zeitschrift „Science“ mittelt, auf den Philippinen gefunden worden sein. Es ist ein Fuch von 10–12 mm Länge, der im Nubi-See im südöstlichen Teile der Insel Manila vorkommt. Nach seiner Körperbeschaffenheit würde er der Familie der Grundeln zuzurechnen sein, er besitzt aber so viele besondere Eigenschaften, daß er zu einer neuen Gattung erhoben werden muß, für die der Name „Mitschthys“ (kleinster Fisch) vorgeschlagen ist. Der Fisch ist lebend fast ganz durchsichtig und trägt nur wenige schwarze Zeichnungen auf dem Körper. Wahrheitsförmig bringt er, wie andere Zwergfische, seine Jungen lebend zur Welt.

**Ein (10.) Verzeichnis verkaufter Münzen und Medaillen**, 4150 Nummern, hat die Münzenhandlung von S. Rosenbergs in Hannover im Januar 1902 herausgegeben und verendet es an Interessenten gratis und franto. Den breitesten Raum nehmen die Geprägten des Gesamtstaates Braunschweig-Lüneburg ein, doch werden auch Sammler anderer Münz-Spezialitäten Münzensammler finden; bei Brandenburg-Preußen ist z. B. der seltene Thaler Joachim II. vom Jahre 1551 vorhanden, bei Pommern der Camminer Thaler von 1622 u.

**Neue Liebigbilder.** Wieder ist eine Reihe von neuen Serien erschienen. Es liegen vor: 1. „Erfahrung im Mittelalter“; eine flott entworfene, gut ausgeführte, bei König und Eckardt in Hannover gedruckte Serie; 2. Vinnenien (Lago di Como, Victoria-Nhanja, Laboga-See, Salt-Lake, Vaital-See, Mälars-See), Totalansichten und Kostümfiguren; 3. Frauentypen aus allen Erdteilen; 4. Bilder aus Holland; 5. Hochzeitsgebräuche (Bretagne, Spreewald, Norwegen, Bulgarien, Schweiz, Ungarn), von Liebig und Kunze in Leipzig entsprechend ausgeführt; 6. Drachenabenteuer — recht minderwertig; 7. Gebirgspässe (Chilcootpaß — Alaska, Thermophen, Malakandpaß — Indien, Zimtemünzpaß, Tirol, Engpaß von Cha-Tow in China, St. Gotthardpaß).

AK



Denkmünze a. d. Besuch Li Hung-Schangs in Friedrichsruh.



Denkmünze a. d. Enthüllung des Bismarck-Denkmal a. d. Rudelsburg.

## Extra-Blatt der Neuen Preussischen Zeitung.

Berlin, 7. Mai 1866, Abends.

**Berlin, 7. Mai.** Heute Abend halb 5 Uhr wurde, während gerade das Garde-Reserve-Regiment vom Brandenburger Thore auf der Südseite der Linden (sein Durchgang zur Schadowstraße) hereinmarschierte, auf den Militärpräsidenten Grafen Bismarck von einem Unbekannten aus einem Revolver geschossen, wie wir hören, mit vier Schüssen. Durch Gottes Barmherzigkeit verwendete ihn kein Schuß, obwohl zwei ihn getroffen und quergestellt haben. Graf Bismarck hat selbst den Wunden festgehalten. Der Major des 1. Bataillons ließ sofort die ersten Sectionen einschleusen, Kreis um die Scene bilden und den Wunden in die Mitte nehmen, der dann der Polizei überliefert wurde. Graf v. Bismarck konnte ohne Verhind sein Weg fortsetzen.

Se. Maj. der König und die Königl.ichen Prinzen haben dem Grafen Bismarck sofort Besuche gemacht; vor seinem Hause stehen dicke Haufen von Reuten aller Stände, die ihre Theilnahme durch Zurufe ausdrücken. Wir wollen für heute nur kurz die Nachricht mittheilen, daß unsere Leser mit uns Gott danken für die wunderbare Bewahrung. Wie wir hören, heißt der Verbrecher Blind und ist als Mannheim.

Druck von F. Heinicke in Berlin, Friedrichstraße Nr. 4.

Extrablatt mit der Nachricht des Attentats auf Bismarck.

Barzin; 19) 1. April 1895: Das dankbare Anhalt; 20) 1. April 1895: 80. Geburtstag (3 Var.); 21) 1. April 1895: W. S. C. & Feier; 22) 1. April 1895: Kommers in Frankfurt a. M.; 23) 17. April 1895: Handwerkerinnungen in Friedrichsruh; 24) 21. April 1895: Deutsche Frauen a. d. Prov. Posen in Friedrichsruh; 25) 21. April 1895: Oldenburger in F.; 26) 2. Mai 1895: Westfalen in F.; 27) 19. Mai 1895: Rheinländer in F.; 28) 19. Mai 1895: Schlesische Frauen in F.; 29) 23. Febr. 1895: Leipziger in F.; 30) 26. Mai 1895: Schleswig-Holsteiner in F.; 31) 1. Juni 1895: Fest auf der Rudelsburg; 32) 18. Jan. 1896: 25-jährige Gedenkfeste der Friedensproclamation (3 Var.); 33) 22. Febr. 1896: Fest in Halle a. S. (2 Var.); 34) 23. Mai 1896: Bismarckdenkmal auf der Rudelsburg (f. Vbb.); 35) 25. Juni 1896: Li Hung Schang in Friedrichsruh (3 Var.); f. Vbb.; 36) 5. Juli 1896: Hannoveraner in F.; 37) 1. Apr. 1897: 82. Geburtstag; 38) 30. Juli 1898: Tod des Fürsten. Gistig sammle man die Postarten, welche auf die in allen Gaue Deutschlands errichteten Bismarck-Denk-



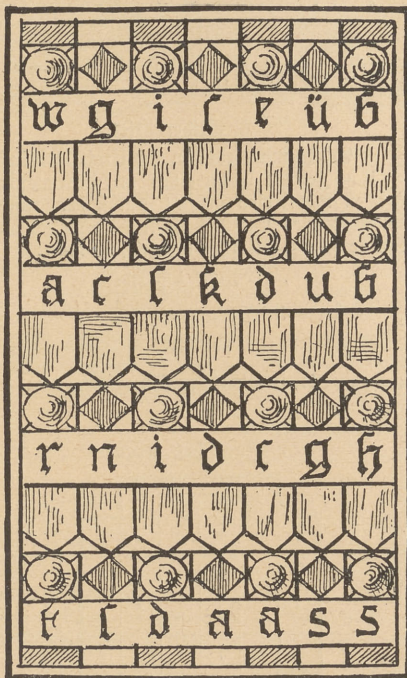
## Kinder = Daheim.

## Preisrätsel.

Rätselstrauß.

## I. Bilderrätsel.

„Altdeutsches Fenster.“



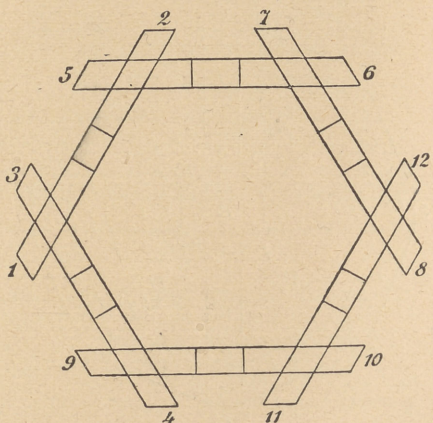
Lege die Buchstaben der Reihe nach, entsprechend den viereckigen und runden Scheiben ab.

## II. Taufträtsel.

Wald, Arad, Meta, Grau, Riger, Feh.

Die obigen Wörter sind anders zu ordnen. Dann ist jedes Wort durch Änderung eines Buchstaben in ein anderes zu verwandeln. Sind die Wörter richtig geordnet und die neuen Wörter gefunden, so nennen die 6 neu aufgenommenen Buchstaben einen berühmten Maler, während die 6 fortgelassenen Buchstaben den Namen eines beliebigen Dichters ergeben.

## III. Füllrätsel.



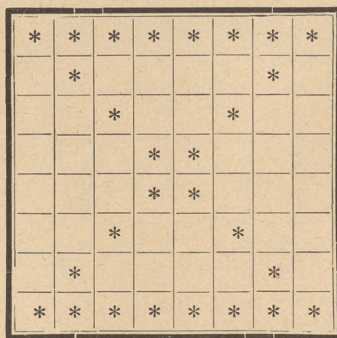
3 a, 2 b, 3 c, 2 d, 4 e, 1 g, 1 h, 5 i, 3 l, 2 n, 5 o, 2 r, 2 t, 1 v.

Die leeren Felder der Figur sind mit den obigen Buchstaben so auszufüllen, daß man sechs bekannte Wörter erhält, welche bezeichnen:

- 1—2. Eine große Stadt in der nordamerikanischen Union;
- 3—4. den Vornamen eines deutschen Dichters;
- 5—6. einen Ort in der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau;
- 7—8. eine Göttin der Römer;
- 9—10. einen Staat in Amerika;
- 11—12. eine Frucht.

S. 28.

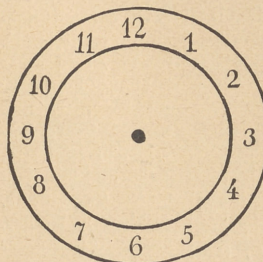
## IV. Diagonalrätsel.



4 a, 1 b, 5 c, 2 d, 11 e, 1 f, 6 h, 6 i, 6 l, 1 m, 4 n, 1 o, 1 p, 2 r, 8 s, 3 u, 1 w, 1 z.

Die obigen Buchstaben sind in die 64 Felder der Figur so einzutragen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1) einen Strom, 2) einen König des Altertums, 3) einen Fisch, 4) einen Teil des Wagens, 5) einen Unterichts-Gegenstand, 6) einen Vierfüßler, 7) ein Königreich, 8) eine Stadt in Süddeutschland. Sind die richtigen Wörter gefunden, so lautet die eine Diagonale gleich der obersten wagerechten, die andere diagonale Reihe gleich der untersten wagerechten.

## V. Zifferblattträtsel.



8 9 10 11 einer von zwölf Brüdern;  
11 12 1 ein Frauenname. (i=j.)

Die Zahlen sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1 2 3 4 5 einer von zwölf Brüdern;  
4 5 6 ein Fluß;  
6 7 8 einer von zwölf Brüdern;

## VI. Quadraträtsel.

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen:

- 1) eine große asiatische Insel,
- 2) ein Gewürz,
- 3) eine Stadt in Spanien,
- 4) einen Frauennamen, 5) einen biblischen Namen, 6) eine italienische Provinz, 7) die Bewohner einer Hauptstadt. Sind die 7 Wörter gefunden, so bestätigen die 12 Buchstaben an den fettgedruckten Stellen die Richtigkeit der Lösung.

## VII. Seiterrätsel.

|   |   |   |   |   |
|---|---|---|---|---|
| a |   |   |   | e |
| c | l | n | n | g |
| c |   |   |   | g |
| d | o | o | o | h |
| d |   |   |   | i |
| e | r | r | s | i |
| e |   |   |   | l |
| e | t | t | w | l |
| e |   |   |   | l |

Die Buchstaben in den Feldern der Figur sind so zu ordnen, daß die beiden senkrechten Reihen Blumenamen ergeben. Die wagerechten Reihen sollen bezeichnen: 1) eine Schlange, 2) eine Waffe, 3) einen Mannernamen, 4) einen Frauennamen.

## VIII. Verwandlungsaufgabe.

Wie gelangt man durch Wortverwand-

lungen über möglichst wenig Zwischenstufen von „Crocus“ zu „Reiseba“? Man bilde jedes neue Wort aus dem vorhergehenden, indem man drei Buchstaben verändert und die drei übrigen beibehält. Umstellen der Buchstaben ist nicht gestattet. Zulässig sind nur Hauptwörter und nur in der Grundform.

## IX. Rätselfrage.

Wie kann man aus den Wörtern „Marsch“, „Bunde“, „Knie“, „Rit“, „Ernte“ die erste Verszeile eines vielgejungenen Liedes erhalten?

Alle unsere jungen Freunde und Freundinnen laden wir zum Lösen der obigen 9 Preisrätsel ein. Für die 12 besten Lösungen sind die folgenden Preise ausgesetzt:

Für Knaben.

Lohmeyer, „Unter dem Dreiaß“, neues Marine- und Kolonialbuch für jung und alt. v. Bobeltz, „Vierzig Lebensbilder deutscher Männer.“

Niemann, „Pieter Marix, der Burensohn von Transvaal.“

Vogt, „Das Buch vom deutschen Heere.“ (Bearbeitet durch v. Bobeltz.)

Wörishöffer, „Auf dem Kriegspfade.“

Frida Schanz, „Kinderlust“, neuer Jahrgang.

Für Mädchen.

Frida Schanz, „Junge Mädchen“, Almanach. Schulze-Smidt, „Jugendparadies.“

Clementine Helm, „Das Kränzchen.“

Frida Schanz u. Luise Koppen, „Waldfind und Westfind.“

Clementine Helm, „Prinzesschen Eva.“

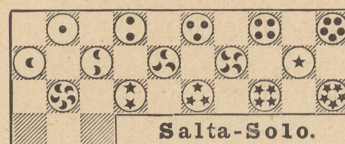
Frida Schanz, „Kinderlust“, neuer Jahrgang.

Die Lösungen der Preisrätsel sind zu adressieren an die Daheim-Redaktion, Berlin W., Steglitzer Straße 53 (Abteilung Kinder-Daheim). Lösungen, die nach dem 22. April eintreffen, können nicht mehr berücksichtigt werden.

## Allerlei Kurzweil.

## 1. Salta.

I.



II.



III.



In jeder der drei obigen Saltaufgaben sind die 15 Steine in möglichst wenig Zügen so zu verschieben, daß sie die Endstellung einer Saltapartie einnehmen. (Siehe Salta in Kinder-Daheim Nr. 15.)

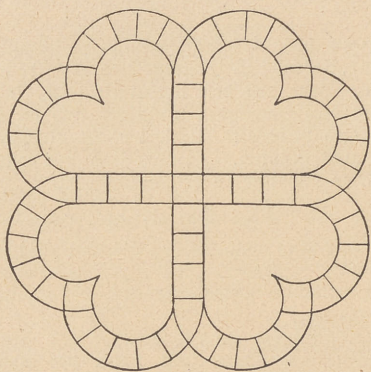
## 2. Silberrätsel.

ten, nau, bor, süd, il, o, to, spa.

Zu suchen sind 4 dreisilbige Wörter, deren Anfangs- und Endsilben oben gegeben sind. Wer die richtigen Wörter gefunden hat, kann sie so ordnen, daß ihre Mittelsilben einen der Felder des trojanischen Krieges nennen.



## 3. Füllrätsel.



11 a, 2 b, 2 c, 3 e, 2 f, 2 g, 5 h, 1 j, 4 i, 3 m, 5 n, 4 o, 1 p, 7 r, 4 s, 1 t, 3 u, 1 y.

Die obigen Buchstaben sind in die leeren Felder so einzutragen, daß 10 bekannte Wörter entstehen, welche bezeichnen:

- 1—2. Eine Stadt in Bayern;
- 2—3. einen Kurort in Hessen-Nassau;
- 3—4. einen großen Bierfüßler;
- 4—5. spartanische Beamte;
- 5—6. einen großen Bierfüßler;
- 6—7. einen Kurort in Hessen;
- 7—8. eine Pflanze;
- 8—1. einen Fluß in Nordamerika;
- 1—5. ein russisches Gouvernement;
- 3—7. eine Unterrichtsanstalt.

## 4. Die Täubchen.

(Ein neues Bewegungsspiel.)

Die Kinder bilden einen Kreis und singen die folgenden Verse nach der Melodie: „Wer hat die schönsten Schächten?“

Kennt Ihr die lieben Täubchen?  
Thut früh sich auf ihr Haus,  
So fliegen hurtig alle  
Behend ins Feld hinaus.

(Die Kinder laufen aus einander, indem sie die Arme wie Flügel bewegen.)

Sie eilen hin zum Acker,  
— Die Sonne scheint schon hell, —  
Und picken dort und nicken  
Und hüpfen sich gar schnell.

(Die Kinder kauern nieder und nicken mit den Köpfen, als ob sie pickten.)

Dann fliegen sie zum Dache  
Zur wohlverdienten Ruh',  
Und machen Komplimente  
Und rufen: „Kucke Du!“

(Die Kinder kehren in den Kreis zurück und verbeugen sich gegen einander.)

Drauf haschen sie einander  
In übermüßigem Spiel.  
Das Flattern und das Jagen  
Wird ihnen nie zuviel.

(Die Kinder zerstreuen sich und haschen einander.)

## 5. Magisches Zahlenquadrat.

|    |  |    |
|----|--|----|
|    |  |    |
|    |  | 44 |
| 43 |  |    |

In die 7 leeren Felder des Quadrats sind die Zahlen 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42 so einzutragen, daß die Summe der 3 Zahlen in jeder senkrechten und in jeder wagerechten Reihe, wie auch in jeder der beiden diagonalen Reihen, 120 beträgt.

## 6. Rätsel.

Bierfüßler ist er allbekannt.

Wird Schlauchkopf, Räuber oft genannt.

Laßt nun von seines Namens Zeichen,  
Den Laut an letzter Stelle weichen,  
Verjetzt die andern und ihr seht,  
Daß „keiner“ deutlich vor euch steht.

## 7. X-Strahlen-Apparat.

Ein physikalischer Scherz.

Wir verfertigen aus einer hohen Zigarrenkiste, die wir mit schwarzem Papier bekleben, einen Apparat (Fig. 1) mit einem Einschnitt c,

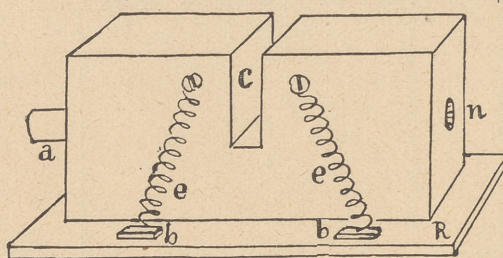


Fig. 1.

möglichst schmal, circa  $\frac{1}{4}$  cm, aber bis  $\frac{2}{3}$  der Kiste tief. Im Innern der Kiste bringen wir vier Spiegel an, welche so zu einander stehen müssen, daß das Licht durch die nicht zu große Öffnung f 1, in den Pfeilrichtungen durch die

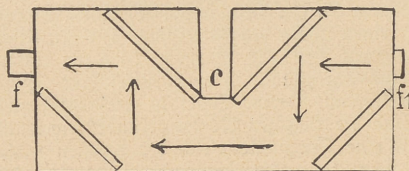


Fig. 2.

Öffnung f geworfen wird. Das Ganze befestigen wir noch auf einem Brett R und bringen an der Seite die Spiralen des Leitungsdrahtes e mit den Schrauben b b an (Fig. 1). Vorn setzen wir das Objektiv in Form einer

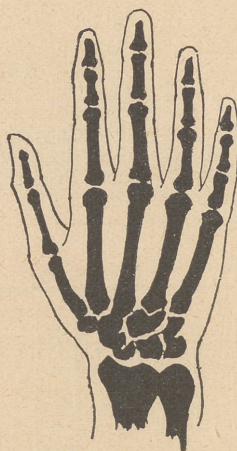


Fig. 3.

kurzen Papprolle an (Fig. 2) und unser X-Strahlen-Apparat ist fertig. Wenn wir jetzt einen Gegenstand, z. B. ein Messer, ein Stück Papier oder Pappe in den Einschnitt c halten, so hat es den Anschein, als könnten wir durch die Öffnung n nach a (Fig. 1) durch den Gegenstand hindurch sehen, während in Wirklichkeit das Licht durch die Spiegel reflektiert wird. Von Elektrizität und dem eigentlichen

Röntgen-Strahlen-Apparat ist bei unserem Apparat natürlich nicht die Rede; aber Staunen und Bewunderung wird er gewiß erregen und dieses Staunen wird sich noch steigern, wenn wir jetzt wirklich eine photographische Aufnahme machen.

Nehmen wir z. B. eine Hand. Zu diesem Zweck haben wir uns vorher zwei Schablonen aus dünnem Briefpapier geschnitten (Fig. 3 und Fig. 4). Beidemüssen genau aufeinanderpassen.

Was in Fig. 3

schwarz markiert ist, schneiden wir mit der Schere aus,

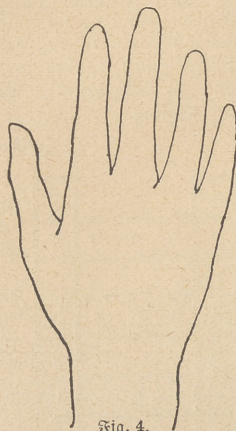


Fig. 4.

legen die andere Schablone darüber in einen Kopierrahmen, einen Bogen Kopierpapier, wie es zur Photographie verwandt wird (möglichst lange dem Sonnenlicht ausgesetzt), dann in das Fixierbad und unsere Aufnahme ist fertig. Wir erhalten eine Photographie wie Fig. 3 zeigt. — Wer könnte da an einer guten Funktion des X-Strahlen-Apparates zweifeln?

S. F.

## Auflösungen

der Rätsel u. Aufgaben des Kinder-Deheim in Nr. 24.

## 2. Bilderrätsel.

Ersetzt man jedes in der Eischale befindliche Zeichen durch einen mit dem gleichen Zeichen markierten großen Buchstaben außerhalb des Esz und die Punkte durch passende Vokale (◌ = Umlaut) so erhält man:

„Fröhliche Ostern.“

## 3. Rechenaufgabe.

Winter.

## 4. Zweifelhige Schärade.

Schneeball.

## 5. Magisches Kreuz.

|   |   |   |   |   |   |
|---|---|---|---|---|---|
|   | T | G | A | S |   |
| T | o | r | g | a | u |
| G | r | i | l | l | e |
| A | g | l | a | i | a |
| S | a | l | i | n | e |
|   | u | e | a | e |   |

## 6. Rätsel.

Kiel — Kiesel.

## 7. Zweifelhige Schärade.

Wermut.

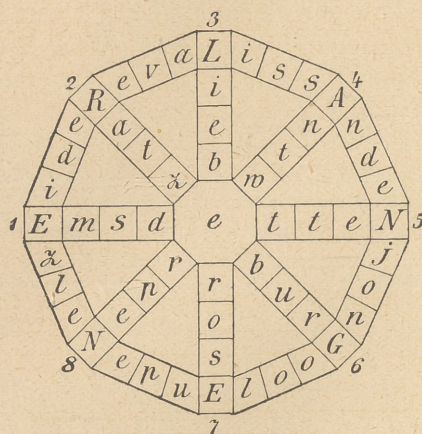
## 8. Umstellrätsel.

Sparta — Tarasp.

## 9. Dreifelhige Schärade.

Jugendfreund.

## 10. Geographisches Füllrätsel.



## 11. Scherzrebus.

Burg unter Wein.  
„Burgunderwein!“

## 12. Rätsel.

Ruben — Buren.

## 13. Buchstabenrätsel.

„Serien.“